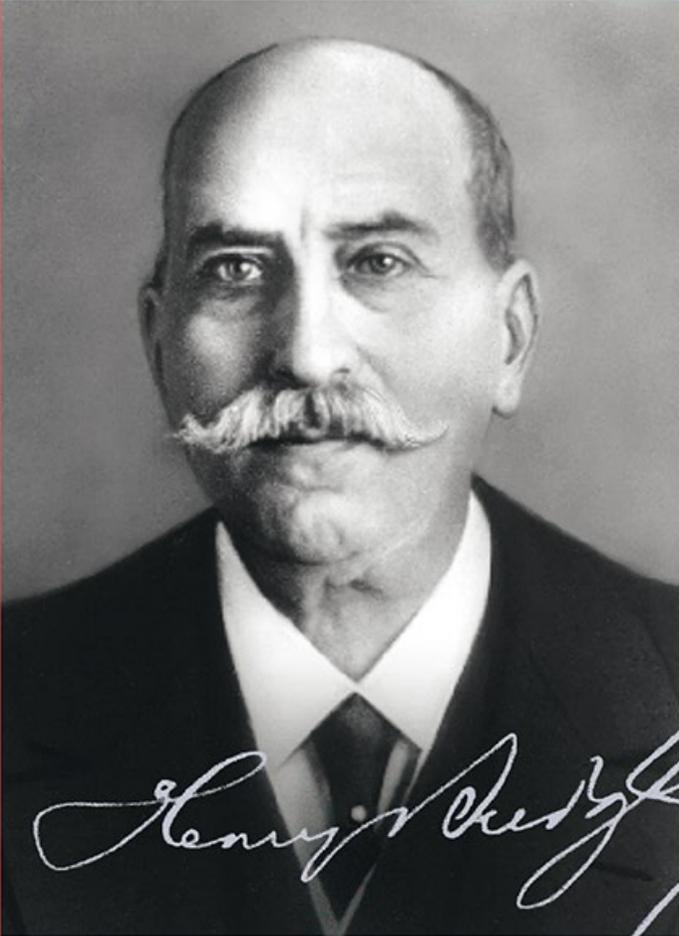


Karen Michels



Emma und Henry Budge
Oder wie Hamburg einmal
ein Porzellan-Palais entging

Wallstein

Karen Michels

Emma und Henry Budge

Oder wie Hamburg einmal ein Porzellan-Palais entging

MÄZENE FÜR WISSENSCHAFT

Herausgegeben von Ekkehard Nümann

Neue Folge

Band 3



Karen Michels

Emma und Henry Budge

Oder wie Hamburg einmal
ein Porzellan-Palais entging

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der  BÖTTCHER
STIFTUNG

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	7
Vorwort Wilhelm Hornbostel	9
Vorbemerkung	13
Von Wetzlar nach Frankfurt: Der lange Weg in die Legalität . .	17
Wie Henrys Eltern endlich Frankfurter Bürger wurden . . .	17
Eine Jugend in Frankfurt	20
Goldgräberstimmung! Auf Glückssuche in der Neuen Welt . .	23
Schiffbruch mit Budge, Schiff & Co.	23
Durchbruch mit Hallgarten & Co.	24
Emma	26
Zurück in Deutschland: How to spend it?	29
Lage, Lage, Lage: Ein Palais an der Alster	29
Die Nachbarn: Anspruchsvolle Geselligkeit in getrennten Sphären	31
Wie Emma ihren Architekten fast zur Verzweiflung brachte	33
Der Spiegelsaal: Ein besonderes Geburtstagsgeschenk	53
Eine Stiftung für Wetzlar	59
Emmas Sammlung	61
Justus Brinckmann als heimlicher Kurator	61
Brinckmann und das Porzellan	63
Emmas Sammlung	65
Ein Porzellan-Palais für Hamburg	66
Sauerlandts Epochen(t)räume	69
Sozialfürsorge und Bildungsprojekte	73
Anschubfinanzierung für die Universitäten in Hamburg und Frankfurt	73

Sozialfürsorge für Frankfurter Bedürftige:	
»Ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses«	76
Wie Henry Budge beinahe eine ganze Synagoge gestiftet hätte	78
Frauen im Fokus: Die Frau Emma Budge-Stiftung	80
Frankfurter Ehrungen	81
Zwei Skulpturen für den Hamburger Stadtpark	82
»... für alle Zeiten die Dankbarkeit seiner Mitbürger«	84
Ein Juwel des Neuen Bauens in Frankfurt	87
Eine Sammlung für Hamburg	91
1933 und die Folgen	93
Verdüsterte Welt	93
Emmas Testamente	95
Aus »Henry Budge« wird »Langemarck«	97
Wie das Budge-Heim die Auschwitz-Transporte finanzierte	98
»... für alle interessierten Kreise eine große Überraschung«:	
Die Kunstauktion	98
Ella Budge: Ermordet in Theresienstadt	105
Erpressung – oder: Wie kommt man an Emmas Erbe?	108
Das Budge-Palais wird zur Reichsstatthalterei	110
Nach 1945	113
Nachkriegsschicksal 1: Frankfurt	113
Nachkriegsschicksal 2: Hamburg	113
Restitution	114
Anmerkungen	121
Anhang	
Peter Kahn: Eine Wiedergutmachungsangelegenheit:	
das Budgehaus, Harvestehuderweg 12, Hamburg	127
Stammtafel – Emma Budge, Vorfahren und Nachfahren	143
Stammtafel – Henry Budge, Vorfahren und Nachfahren	144
Emma und Henry Budes Lebensdaten im Überblick	147
Quellen und Literatur	149
Bildnachweis	153
Register	155

Vorwort des Herausgebers

Im Jahr 2007 feierte die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung ihr 100-jähriges Bestehen. Das Jubiläumsjahr bot den Anlass, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft zu schlagen. Aus diesem Grund hat die Stiftung die Schriftenreihe »Mäzene für Wissenschaft« aufgelegt, mit der sie ihre Stifterpersönlichkeiten würdigt und an die große Tradition bürgerlichen Engagements für die Wissenschaften in Hamburg erinnert.

Es fällt auf, dass zwei Drittel des anfänglichen Vermögens der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung von Stiftern mit jüdischem Familienhintergrund gespendet wurden: Alfred Beit legte mit zwei Millionen Goldmark, der Hälfte des ursprünglichen Stiftungskapitals, den Grundstock; Max und Moritz Warburg gaben ebenfalls eine größere Summe, ebenso Adolph Lewisohn und Albert Ballin. Diese Mäzene trugen wesentlich zum Erfolg des bis heute spektakulärsten Projekts der Stiftung bei, der großen Südsee-Expedition von 1908/10.

In die Reihe dieser Donatoren gehört auch Henry Budge, der der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung 1910 eine beträchtliche Summe zukommen ließ. Genau wie er engagierte sich auch seine Ehefrau Emma in vielfältiger Weise als Mäzenatin. Insofern liegt es nahe, mit diesem Band ein Ehepaar zu würdigen, das an verschiedenen Orten das kulturelle, wissenschaftliche und soziale Leben gefördert hat: in Hamburg – der Heimatstadt Emmas –, in Frankfurt am Main – Henrys Geburtsstadt –, in Wetzlar – der Stadt seiner Vorfahren – und auch in New York – der Stadt, in der Henry seine wirtschaftlichen Erfolge erzielte.

Gedankt hat die Stadt Hamburg Emma ihr Engagement nicht. Seit 1933 änderte die Witwe – Henry war bereits 1928 gestorben – unter dem wachsenden Druck der NS-Herrschaft mehrfach ihr Testament. Dieses hatte ursprünglich die Hansestadt und das Museum für Kunst und Gewerbe als Empfänger ihrer umfangreichen und wertvollen Kunstgewerbesammlung vorgesehen. Zerstört war damit innerhalb kürzester Zeit der Lebenstraum einer Budge-Kunststiftung; Emma Budge starb 1937.

Seit 1956 hat die Hochschule für Musik und Theater im Hamburger Wohnsitz des Ehepaares Budge am Harvestehuder Weg 12 ihre Heimat gefunden. Die Dekoration des leider abgerissenen Spiegelsaals – des Festsaals, der sich seit 1909 an der Rückfront des Budge-Palais befand – wurde 1987 im Museum für Kunst und Gewerbe neu zusammengefügt.

Die Absicht, die Reihe »Mäzene für Wissenschaft« herauszugeben, entspricht dem dankbaren Gefühl den Personen gegenüber, die vor mehr als 100 Jahren den Mut hatten, eine Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Hamburg zu gründen, und erreichten, dass Hamburg eine Universität erhielt. Verknüpft damit ist die Hoffnung und Erwartung, dass nachfolgende Generationen sich hieran ein Beispiel nehmen mögen. Dem hat die Böttcher Stiftung in hochherziger Weise entsprochen und die Drucklegung dieser Biografie ermöglicht, wofür wir ihr zu großem Dank verpflichtet sind.

Ekkehard Nümann

Vorwort

In dankbarer Erinnerung an zwei außergewöhnliche Menschen und Wohltäter, Emma und Henry Budge, deren Hochherzigkeit vor allem Hamburg und Frankfurt zugute gekommen ist.

Zugleich soll an Wolf Kahn und seine Geschwister erinnert werden, die als Urgroßneffen und Urgroßnichte des Stifterpaares die herrschaftliche Villa mit der bedeutenden Sammlung der Hausherrin schon in jungen Jahren kennenlernten. Sie bilden die Brücke von der in alle Winde zerstreuten Budge-Familie nach Hamburg.

Nur wenige Besucher des Jüdischen Friedhofs an der Rat-Beil-Straße in Frankfurt am Main dürften wissen, um welche Persönlichkeiten es sich handelt, auf deren schlichter schwarzer Grabplatte die Namen von Henry und Emma Ranette Budge mit den jeweiligen Lebensdaten zu lesen sind. Und gleichermaßen werden auch nicht allzu viele Hamburger unserer Tage noch Kenntnis davon haben, wer den historischen »Kernbau« der heutigen Hochschule für Musik und Theater am noblen Harvestehuder Weg in Hamburg errichten ließ. Bekannt ist das repräsentative Gebäude mit seiner Neorenaissancefassade, dem nach Aussage des Architekten »kein einheitliches Programm zugrunde lag«, als Budge-Palais, das nach dem Tode von Emma Budge 1937 in die Hände von Hamburgs oberstem Nationalsozialisten geriet.

Wer waren die Budes? Bei der Beantwortung erweist es sich erneut als außerordentlich glücklich, dass die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung vor Jahren damit begonnen hat, die Biografien all jener Persönlichkeiten aufarbeiten zu lassen, die durch ihre Spende die Gründung der Stiftung 1907 ermöglichten. Und zu diesem Kreis zählte auch Henry Budge (1840-1928), dessen Villa vor und nach dem Ersten Weltkrieg ein gesellschaftlicher Treffpunkt war und die zugleich der umfänglichen, vor

allem kunstgewerblich ausgerichteten Sammlung der Hausherrin einen vornehmen äußeren architektonischen Rahmen bot, ohne dass der Architekt bei seinen Entwürfen die Präsentation der Kollektion mit in sein Kalkül einbezogen hätte.

Was den Rang der Sammlung anbelangt, so hat Robert Schmidt in seinem Vorwort zum Versteigerungskatalog von 1937 diesen folgendermaßen charakterisiert: »Die Sammlung Emma Budge †, Hamburg, ist eine der letzten in Deutschland noch erhaltenen kunstgewerblichen Sammlungen von wirklich bedeutender Qualität. Sie wurde von der Besitzerin eifersüchtig gehütet, so dass sie nur einem sehr kleinen Kreise von Sammlern und Museumsleuten bekannt war und in der Kunstliteratur bisher kaum irgendwelche Erörterung gefunden hat.«

In seinen Erinnerungen hat Martin Haller dazu bemerkt: »In meinen Bauentwürfen ist auf diese reiche Sammlung leider keine Rücksicht genommen. Sie wurde während des Baus in den Kellern der Deutschen Bank aufbewahrt. Hätte ich vor Baubeginn von ihrer Existenz und ihrem Umfang eine Ahnung gehabt, so würde ich wahrscheinlich den Abbruch des damals vorhandenen Hauses empfohlen und zu einem gänzlichen – die Kosten eher verringernden – Neubau geraten haben, der es ermöglicht hätte, den hervorragenden Kunstgegenständen einen geeigneteren Platz und eine günstigere Beleuchtung zu verschaffen, als sie sie heute besitzt.«

Um in ihrem Alterssitz ein Höchstmaß an Bequemlichkeit zu erreichen, wie Henry und Emma sie über Jahrzehnte in New York schätzen gelernt hatten, wurde an nichts gespart. Martin Haller hat in seinen Erinnerungen, bewundernd und leicht ironisch zugleich, den etappenweisen Fortschritt des Baus, der im Wesentlichen von Emma »diktiert« wurde, beschrieben: »Herrn Budes Finanzkraft war ebenso unerschöpflich wie seine Nachsicht gegen die baulichen Ausschweifungen seiner Eehälfte; ohne eine Miene zu verziehen beglich er die alljährlich um Hunderttausende von Mark wachsenden Baurechnungen. Nur selten und nie der Kosten wegen widersetzte er sich der Bauwuth seiner Frau, nämlich nur dann, wenn er der vorläufigen Unterkunft im Hamburger Hof überdrüssig war und sich nach dem ruhigen Genuss eines staub- und lärmfreien Heimes sehnte. Für den Umbau des Hauses zeigte er weniger Interesse als für die neuen Treib- und Pflanzenhäuser und Gartenanlagen.«

Das Schicksal von Villa und weitläufigem Grundstück, das ursprünglich bis zum Ufer der Außenalster reichte, das Wachsen und die Auflösung der Sammlung 1937 und das abwechslungsreiche, von vielen Reisen geprägte Leben des Ehepaars Budge warteten seit langem auf eine geschlossene Darstellung. Das Buch von Karen Michels leistet diese Arbeit auf vorzügliche, höchst informative Weise und legt dabei auch Abgründe und Verirrungen in der jüngeren Hamburger Geschichte offen. Die Freie und Hansestadt hat es leider gegenüber den Budge-Erben auch in der Nachkriegszeit an der wünschenswerten Einfühlsamkeit fehlen lassen.

Anzuerkennen ist jedoch, dass Hamburg schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges beschloss, eine Straße in der Nähe des Stadtparks nach Henry Budge zu benennen, wobei vermutlich keine Rolle gespielt hat, dass Henry am Ende seines Lebens 1927, auf Drängen von Oberbaudirektor Fritz Schumacher, für die skulpturale Ausstattung des Stadtparks eher widerwillig die zweiteilige Muschelkalkarbeit »Große Kriechende« von Georg Kolbe stiftete, die seit fast einem Jahrhundert den Weg zur Spielwiese flankiert. Am Rande mag die Frage erlaubt sein, ob es nicht angemessen gewesen wäre, Emma mit in die Straßenbenennung einzubeziehen und die Budge-Straße in größerer Nähe zum einstigen Lebensmittelpunkt des Ehepaars zu platzieren.

Menschen, die Emma oder gar Henry noch mit eigenen Augen erlebt haben, kann es kaum noch geben. Ich erinnere mich an ein längeres Gespräch mit einem Hausmädchen, das in den mittleren 1930er-Jahren im Dienst von Emma stand und lebhaft vom Tagesablauf im Budge-Palais berichtete, und besonders denke ich an mehrere Unterhaltungen mit Gabriele Bruck, Martin Hallers Enkelin, die als kleines Mädchen wohl 1924 Emma in ihrer Villa besuchte und viele Eindrücke von Haus und Einrichtung in ihrem Gedächtnis bewahrt hatte.

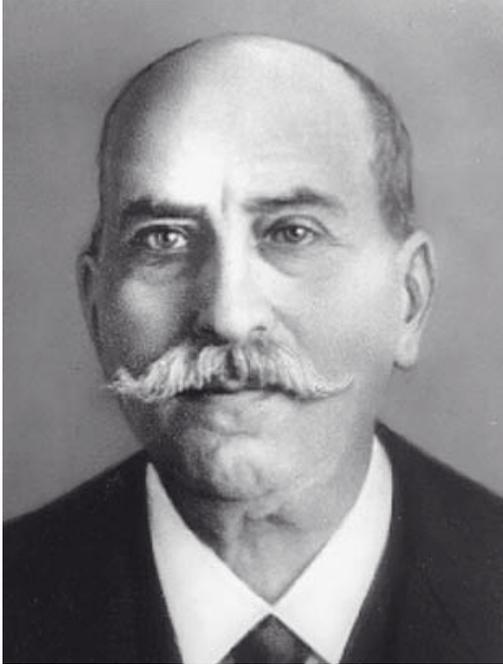
Vor 20 Jahren lernte ich durch die Vermittlung von Ingeborg Servatius und Renata Ernst den New Yorker Maler Wolf Kahn kennen, der als Urgroßneffe von Henry und Emma Budge als Kind mit seinen älteren Geschwistern in der Villa am Harvestehuder Weg zu Besuch war und im Haus und im angebauten legendären Spiegelsaal gespielt hatte. Dem Künstler standen nach mehr als 60 Jahren noch viele Details der Begegnung mit »Tante« Emma und der Einrichtung des Hauses lebhaft vor Augen. Was lag näher, als Wolf Kahn, dem in den USA sehr

erfolgreichen Künstler, an dem neuen Standort des Spiegelsaales im Museum für Kunst und Gewerbe eine Ausstellung auszurichten und dadurch den Budge-Erben ein Signal der Verbundenheit zu geben. Die strahlenden, farbglühenden Landschaftsbilder in Öl und Pastell, die im Frühjahr 2001 im Spiegelsaal und in der Galerie Brockstedt gezeigt wurden (und erworben werden konnten), haben großen Eindruck hinterlassen. Wieder einmal bestätigte sich, dass der neobarocke Spiegelsaal des Budge-Palais, der den Erweiterungsplänen der Hochschule für Musik und Theater in den 1980er-Jahren im Weg stand, nach seiner Wiedererrichtung im Museum für Kunst und Gewerbe seit 1987 eine bemerkenswerte Wirkung entfaltet hat, ganz im Sinne des ursprünglichen Bauherrenpaares.

Am Schluss gilt es, Dank abzustatten, wobei der an Karen Michels an erster Stelle steht. Mit Kenntnisreichtum und Verve breitet sie ein fesselndes Budge-Panorama vor dem Leser aus. Großer Dank gebührt ferner dem Wallstein Verlag für die sorgfältige Drucklegung sowie Petra Kruse und Uta Courant für das Lektorat. Johannes Gerhardt hat in gewohnt umsichtiger Weise alle Fäden in der Hand gehalten, die sich bei der Produktion eines Buches dieser Art ergeben. Die Druckkosten übernahm in großzügiger und bewährter Manier die Böttcher Stiftung.

Wilhelm Hornbostel

Vorbemerkung



Henry Budge, Fotografie, o. J.



Emma Budge, Fotografie, um 1920

Wer schon einmal die Hamburger Hochschule für Musik und Theater, malerisch am Alsterufer gelegen, von innen gesehen hat, der war vermutlich überrascht – überrascht von ihrem großartigen Entree, den vielen historischen Einrichtungsdetails, den steinernen Vasen, Putti, Kaminen und holzgetäfelten Flügeltüren. Sie alle erinnern daran, dass sich in diesen Räumen einmal die großzügige Privatresidenz der Eheleute Budge befand. Budes waren Juden. Die Frage, wie es dazu kam, dass ihr ehemaliges Zuhause sich heute im Besitz des hamburgischen Staates befindet, braucht beinahe nicht gestellt zu werden. Um die toxischen Elemente von Ungerechtigkeit und Willkür auch noch in der Nachkriegszeit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, wird dieses Thema dennoch in der zweiten Hälfte des Buches zur Sprache kommen. In

der Hauptsache möchte dieses Buch aber eine Geschichte erzählen, die Geschichte zweier Leben und einer Kunstsammlung, die Geschichte einer Hoffnung – der Hoffnung, über Strategien der sozialen Teilhabe, über die Stiftung von Alters- und Kinderheimen, über die Schenkung der eigenen Kollektion und der eigenen Immobilie, das »Anderssein« mit dem »Dazugehören« verbinden zu können.

Es muss 1924 gewesen sein, als das damals sieben Jahre alte Mädchen an der Hand seiner Mutter die Villa am Alsterufer betrat. »Ein Dienstmädchen öffnete die Tür, dann ging es hinauf ins Speisezimmer, das im ersten Stock zur Alster hin lag«, erzählt Gabriele Bruck. Es war alles sehr vornehm, das Essen war wunderbar. Ich erinnere mich, dass Rote Grütze mit Sahne serviert wurde. Himmlisch!¹

Natürlich – vornehm ging es zu im Hause der Emma Budge, an die sich Gabriele Bruck – eine der letzten Zeitzeuginnen – als »kleine und etwas dickliche Dame« erinnert. Nach dem Essen zeigte ein »freundlicher Diener« der Kleinen die unterirdische Kegelbahn.

Staunend lief das Mädchen auch durch den parkähnlichen Garten, der bis an die Alster reichte. »Ich konnte gar nicht begreifen, dass eine einzelne Person ein so riesiges Anwesen bewohnte«, sagt Frau Bruck, der die Villa mit ihren schweren Teppichen, dunklen Bordüren und dicken Vorhängen ein wenig unheimlich erschienen ist.²

Heute sind die schweren Vorhänge verschwunden, und Rote Grütze wird nicht mehr serviert in diesem Haus, das der Großvater des kleinen Mädchens, der Architekt Martin Haller, erbaut hatte. Die Familien Budge und Haller verkehrten auch gesellschaftlich miteinander; so findet sich im ledergebundenen, bis heute erhaltenen Gästebuch der Eltern von Gabriele Bruck am 17. Dezember 1934 der Namenseintrag von Emma Budge.

Ursprünglich hatten Emma und Henry Budge vorgesehen, das Gebäude der Stadt Hamburg für eine museale Nutzung zu vererben. Dazu kam es jedoch nicht, denn unter dem Eindruck der Nazi-Schikanen änderte Emma Budge ihr Testament. Villa und Grundstück sowie die umfangreiche Kunstsammlung sollten nach ihrem Tod umgehend ver-

äußert werden, um den noch in Deutschland verbliebenen Nichten und Neffen die Flucht ins Ausland zu ermöglichen. Nach Emmas Tod am 14. Februar 1937 erwarb die Stadt Hamburg das Gebäude für eine weit unter dem Verkehrswert liegende Summe, um es dem NS-Gauleiter Karl Kaufmann zur Verfügung stellen zu können. Es diente als »Reichsstatthaltereie« und damit als offizielle Adresse der Staatsverwaltung. Die Erwerbssumme landete auf Sperrkonten; nur ein minimaler Teil wurde an die Erben ausgezahlt. Nach dem Ende des »Dritten Reichs« verfügte zwar zunächst das Landgericht Hamburg die Rückgabe des Grundstücks an die Erben Emma Budes. Aber es wurde unter dubiosen Umständen eine lächerlich kleine Entschädigungszahlung ausgehandelt, von der die Erben nichts erfuhren; das Geld landete bei dem ehemals von den Nationalsozialisten eingesetzten Testamentsvollstrecker Gottfried Francke. 2011 einigte sich die Freie und Hansestadt Hamburg mit den Erben Emma Budes auf eine Entschädigung, über deren Details Stillschweigen vereinbart wurde. Der Vorschlag stammte von Hamburgs ehemaligem Bürgermeister Klaus von Dohnanyi. Wie sich diese Vorgänge aus der Perspektive eines der Erben, Henry Budes Urgroßneffe Peter Kahn, darstellen, lässt sich dessen im Anhang dieses Buches abgedruckter, sehr persönlicher und lebendiger Schilderung entnehmen.

Die Synagoge von Halle (Saale) und die in ihr Versammelten sind 2019 Ziel eines Mordanschlages geworden. »Jude« gilt wieder als Schimpfwort. Der Pianist Igor Levit muss mit Morddrohungen leben. 2019 wurden allein für Berlin knapp 900 antisemitische »Vorfälle« dokumentiert. Und das sind nur die extremistischen Facetten eines neu aufkommenden oder sich wieder in die Öffentlichkeit wagenden Antisemitismus, der unser Zusammenleben vergiftet und unsere Gesellschaft bedroht. Levit hat es erlebt:

Neulich hat mich ein Journalist bei einem Interview gefragt, ob denn Israel meine Heimat sei, denn ich sei ja Jude. Vermutlich war die Frage nur unbedacht und oberflächlich. Es traf mich jedoch in diesem Moment wie ein Schlag. Ich zuckte zusammen, denn bei mir kam an: Du bist anders. Du bist nicht einer von uns. Du und wir – da ist was dazwischen. Irgendwie gehörst Du doch nicht richtig zu uns.³

Vorbemerkung

Für vielfältige Anregung, Unterstützung und praktische Hilfe danke ich Michael Dietrich, Johannes Gerhardt, Dorothea Hauser und der Stiftung Warburg Archiv, Wilhelm Hornbostel, Volker Hütte, Ekkehard Nümann sowie der Böttcher Stiftung.

Von Wetzlar nach Frankfurt: Der lange Weg in die Legalität

Wie Henrys Eltern endlich Frankfurter Bürger wurden

Selbst wenn man glaubt, man könne über weite Strecken eine Erfolgsgeschichte erzählen – die Geschichte vom deutschen Selfmademan, der in den USA ein enormes Vermögen erwirbt und dieses großzügig in seinem Heimatland mit denjenigen teilt, die es weniger gut haben – selbst in einem solchen Fall ist man gezwungen, die Geschichte mit einem Misston beginnen zu lassen. Denn es geht hier um die Geschichte von deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens. Henry – damals noch Heinrich – Budge wurde am 20. November 1840 in Frankfurt am Main geboren. Seine Eltern waren der Kaufmann Moritz Budge und seine Frau Hitzel (Henriette). Die Vorfahren der väterlichen Familie waren schon seit dem frühen 18. Jahrhundert in Wetzlar ansässig – zumindest sind sie seit 1734 dort urkundlich erwähnt.⁴ Urkundlich erwähnt – das liest sich so harmlos. Die Urkunde betrifft jedoch eine Klage der Bürgerschaft gegen den Magistrat wegen erhöhter Aufnahme von Juden in der Stadt. Jeder Jude in Deutschland lebte seit dem Mittelalter über Jahrhunderte hinweg eine prekäre Existenz zwischen Gebrauchtwerden, Geduldetsein und Ausgewiesenwerden – Budes in Wetzlar bildeten keine Ausnahme: »Im Rentbuch von 1766 wird ein Jakob Buttge als ›Judenbeisasse‹ genannt (er hatte also nicht den vollberechtigten Status eines ›Schutzjuden‹); damals waren insgesamt nur 14 Mitglieder der jüdischen Gemeinde als Schutzjuden registriert.«⁵

Ab 1811 mussten die Juden im Großherzogtum »feste« Nachnamen annehmen. Henrys Vorfahren nannten sich, wie viele andere, nach der Stadt, in der sie wohnten. Henrys Vater Moritz Wetzlar siedelte 1815 nach Frankfurt über – bald musste er aber feststellen, dass dort schon

andere den gleichen Familiennamen führten wie er. Er wählte daraufhin wieder den Namen, der bei seinen Ahnen schon gebräuchlich gewesen war – »Budge« (auch: »Buttge«) leitet sich offenbar vom Wetzlarer Nachnamen »Buntschuh« ab.

Moritz Budge hatte Wetzlar in Richtung Frankfurt verlassen, weil dort der von Napoleon eingesetzte »Großherzog von Frankfurt«, Carl Theodor von Dalberg, 1806 die Gleichberechtigung aller Konfessionen verfügt hatte. In einer seiner ersten Verordnungen gestattete er Juden den Zutritt zu den Promenaden. Die neue Schule der Gemeinde, das »Philantropin«, bedachte der Großherzog mit einer großzügigen Spende. Ab 1811 durften Juden dann auch erstmals außerhalb des Ghettos in der Judengasse wohnen und waren von Sonderabgaben befreit – für dieses Privileg hatte die jüdische Gemeinde allerdings zunächst einmal eine Abschlagszahlung von 440.000 Gulden zu leisten.

Der Zuzug »israelitischer Bürger« von außen jedoch blieb Beschränkungen unterworfen. Moritz Budge war im nahegelegenen Rödelsheim gemeldet und in Frankfurt zunächst nur geduldet. Dennoch konnte er bei der mit Wertpapieren handelnden Firma M. B. Rindskopf eine Lehre machen; danach wurde er als Angestellter übernommen und baute sich auf dieser Basis offenbar ein ordentliches Vermögen auf.

Eine immer noch deutliche Diskriminierung von Juden wurde in dem Moment manifest, in dem Moritz sich zur Heirat entschloss. Seine zukünftige Frau Hitzel (genannt Henriette) Adler entstammte einer bekannten Frankfurter Rabbinerfamilie. In Frankfurt gab es jedoch eine Verordnung, die den jüdischen Einwohnern jährlich nur 15 jüdische Eheschließungen erlaubte – für »Fremde« war die Zahl auf zwei begrenzt. Für die am 7. November 1832 gefeierte Hochzeit musste das Paar ins hessische Offenbach am Main ausweichen; Moritz war inzwischen 30, seine Frau 24 Jahre alt.

Diese Trauung vollzog der Offenbacher Oberrabbiner Gottlob Metz zwar in der gebotenen gesetzlichen Form; sie war aber nach Frankfurter Recht nicht in legaler Ordnung. Hitzel Adler, so machte man ihr den Vorwurf, hatte unter Umgehung der gesetzlich gebotenen (diskriminierenden) Frankfurter jüdischen Trauungsquote in Offenbach geheiratet. So etwas wurde als eine »gesetzwidrige Handlung« betrachtet [...].⁶

Die Familie Adler war in Frankfurt mindestens seit dem Jahr 1550 nachweisbar. Sie leitete ihren Namen nach dem Haus Zum Schwarzen Adler ab. Zahlreiche Rabbiner waren aus ihr hervorgegangen, auch der berühmte als »Hohepriester der Gottesfurcht und der unbegrenzten Menschenliebe« verehrte Nathan Adler. Moritz' Schwiegervater R'Issacher Baer Adler war ebenfalls Rabbiner; sein Sohn Beer Marcus Adler, der Bruder Henriettes, »Handelsmann«.

Die Verbindung mit der Familie Adler wird Moritz nicht nur die Etablierung in der Handelsmetropole am Main erleichtert, sondern auch sozialen Aufstieg versprochen haben. Doch sein Weg vom »Permissionisten« in Rödelsheim zum legalen Frankfurter Bürger israelitischen Glaubens war mit Hindernissen gepflastert. Erst 15 Jahre nach der Hochzeit, am 8. Februar 1847, beantragte er für sich und seine Ehefrau beim »Hohen Senat« »gnädigste Aufnahme« in das »Israelitische Bürgerrecht«. Diesen Antrag musste er ausführlich begründen. Mehrfach wies er darauf hin, dass er keinen eigenen Geschäftsbetrieb habe und auch nicht die Absicht hege, einen solchen zu begründen; seine Tätigkeit sei »keine Concurrenz für hiesige Handlungen und Einwohner«. Sein Vermögen (44.500 Gulden) habe er an Bank und Börse, wie es jedem Fremden erlaubt sei, »fruchtbringend« arbeiten lassen. Inzwischen waren sechs Kinder geboren, die sich in Frankfurt heimisch fühlten (das siebte Kind, die 1846 geborene Franziska, hat man offenbar bei dieser ersten Aufstellung vergessen). Doch alle Argumente, alle Referenzen halfen zunächst nicht: Der »Große Rat« lehnte – wegen noch bestehender gesetzlicher Bestimmungen – den Antrag ab. Ein Jahr später waren diese Regelungen offenbar aufgehoben, ein neuer Antrag wurde gestellt und – im Revolutionsjahr 1848 – auch gegen Zahlung von hohen Gebühren genehmigt. Zwar hatte sich aufgrund einer weitreichenden Wirtschaftskrise Moritz' Vermögen erheblich verringert – ab dem 16. März 1848 aber konnte er sich, ebenso wie seine Frau und die Kinder, endlich als Frankfurter Bürger betrachten.

Eine Jugend in Frankfurt

1848 war Henry (Heinrich) acht Jahre alt. In der Frankfurter Paulskirche wurde die Frage der deutschen Einheit verhandelt. Gegenstand waren unter anderem die Grundrechte – und ihre Geltung für Juden. Im Konflikt um die Frage, wer und warum der deutschen Nation angehören sollte, könnte oder dürfte, erhob sich der damalige zweite Vizepräsident der Nationalversammlung, Gabriel Riesser. Selbst aufgrund seiner jüdischen Herkunft an der freien Ausübung seines Berufs gehindert, entwarf der aus Hamburg stammende Jurist hier die Vision eines Deutschland, dessen Bürger sich nicht aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einem »Volksstamm«, sondern aufgrund ihres freien Willens, ihres Zugehörigkeitsgefühls zu einer Nation vereinigen – der »Willensnation«:

Uns vorzuhalten, daß unsere Väter vor Jahrhunderten eingewandert sind, ist so unmenschlich als es unsinnig ist. Wir sind nicht eingewandert, wir sind eingeboren, und weil wir es sind, haben wir keinen Anspruch anderswo auf Heimat. Wir sind entweder Deutsche, oder wir sind heimatlos [...].⁷

»Ich nehme das Recht in Anspruch«, so formulierte er in seinem Beitrag, der als eine der großen Reden in der Geschichte der Juden berühmt geworden ist,

vor Ihnen aufzutreten im Namen einer seit Jahrhunderten unterdrückten Klasse, der ich angehöre durch die Geburt [...] Sollen wir Juden es als unser Unglück erachten, daß wir deutsch reden? Sollen wir darum schlechter behandelt, soll uns die Freiheit vorenthalten werden dürfen? Ich glaube nicht, daß es möglich ist, gleiche Rechte zu geben für aktive und passive Wählbarkeit, für das hohe Werk der Gesetzgebung, solange noch die verletzendsten Ausnahmegesetze in niederen Sphären bestehen [...] Vertrauen Sie der Macht des Rechts, der Macht des einheitlichen Gesetzes und dem großen Schicksale Deutschlands. Glauben Sie nicht, daß sich Ausnahmegesetze machen lassen, ohne dass das ganze System der Freiheit einen verderblichen Riß erhalte [...].⁸

Riesser war, das hatte er schon früher in der Zeitschrift »Der Jude« formuliert, leidenschaftlich davon überzeugt, dass sich die deutsche Einheit nur mit »Recht und Freiheit für alle« verwirklichen ließ. Dafür war er sogar bereit, die Frage der jüdischen Emanzipation hintenan zu stellen:

Bietet man mir mit der einen Hand die Emanzipation, auf die alle meine innigsten Wünsche gerichtet sind, mit der anderen die Verwirklichung des schönen Traumes von der politischen Einheit Deutschlands mit seiner politischen Freiheit verknüpft, ich würde ohne Bedenken die letztere wählen; denn ich habe die feste, tiefste Überzeugung, daß in ihr auch jene enthalten ist.⁹

Riessers Frage nach den Bedingungen des Zusammenlebens in einem Nationalstaat ist heute so aktuell wie damals. Sein Auftreten in der Paulskirche verrät einiges über das Klima, in dem Henry und seine vier älteren Geschwister aufwuchsen – eine seiner Schwestern war kurz nach ihrer Geburt gestorben, eine weitere erblickte sechs Jahre nach ihm das Licht der Welt. Es herrschte eine politische Hoffnungs- und Aufbruchsstimmung. An den Namen der Kinder lässt sich ihre Zugehörigkeit zu zwei Welten, zur traditionell-jüdischen und zur christlich-deutsch geprägten Sphäre, ablesen: Bertha, Sara, Salomon, Marcus (Max), Betty, Heinrich (Henry) und Franziska; Max wird seine Kinder später Siegfried und Bertha nennen. Vater Moritz handelte, wie schon erwähnt, erfolgreich mit Wertpapieren. Seine Geschäftsräume befanden sich zunächst in der Rechneistraße, 1855 in der Schäfergasse 1 – wo sich auch die Privatwohnung befand –, später an der Katharinenpforte 6, während man privat in die Niedenu 31, im besten Frankfurter Westend also, umgezogen war.

Der Urgroßneffe Peter Kahn erinnert sich:

It was a neighborhood of beautiful houses, style of John Nash and his houses around Regent Park [sic] in London. [...] Their owners were – but not all – Jewish middle class professionals or wealthy merchants. They typified the ›assimilated‹ Jews of Germany during the ›Kaiserzeit‹ (the period between 1871 and 1918) and the Weimar period.¹⁰

Henry besuchte, vermutlich ab 1845, das Philanthropin (»Stätte der Menschlichkeit«).¹¹ Es war 1804 als jüdische Schule gegründet und immer mehr ausgebaut worden; von Anfang an stand es jedoch auch nichtjüdischen Kindern offen. 1845 hatte man gerade ein neues Gebäude in der Rechneigrabenstraße 14/16 bezogen, das als schönstes Schulhaus der Stadt galt. Das Motto der Schule »Für Aufklärung und Humanität« stand für die Grundsätze der modernen jüdischen Reformbewegung – wobei Budes eher einer konservativ-religiösen Einstellung zugerechnet werden können. Jedenfalls befand sich die jüdische Gemeinde in Aufbruchstimmung: Die alte Hauptsynagoge von 1711 wurde 1854 abgerissen und bis 1859/60 durch einen repräsentativen Neubau im Stil einer maurisch geprägten Gotik ersetzt.

Nach Beendigung der Schulausbildung traten sowohl Henry als auch sein älterer Bruder Marcus – dieser nannte sich jetzt Marx oder auch Max – in das väterliche Geschäft ein. Max heiratete die aus Hamburg stammende Rosalie Samson. 1869 wurden Sohn Siegfried, kurz darauf Tochter Bertha geboren. 1866 findet sich Henry erstmalig als Prokurist eingetragen – und noch 1867 verfassten Moritz und Henriette Budge ein Testament, dem gemäß »Marcus« und »Heinrich« gemeinschaftlich das Geschäft erben sollten. Nachdem Moritz Budge am 8. Mai 1872 gestorben war, wurde Max jedoch Alleininhaber der Firma und blieb dies bis zu seinem Tod 1904.

Goldgräberstimmung! Auf Glückssuche in der Neuen Welt

Schiffbruch mit Budge, Schiff & Co.

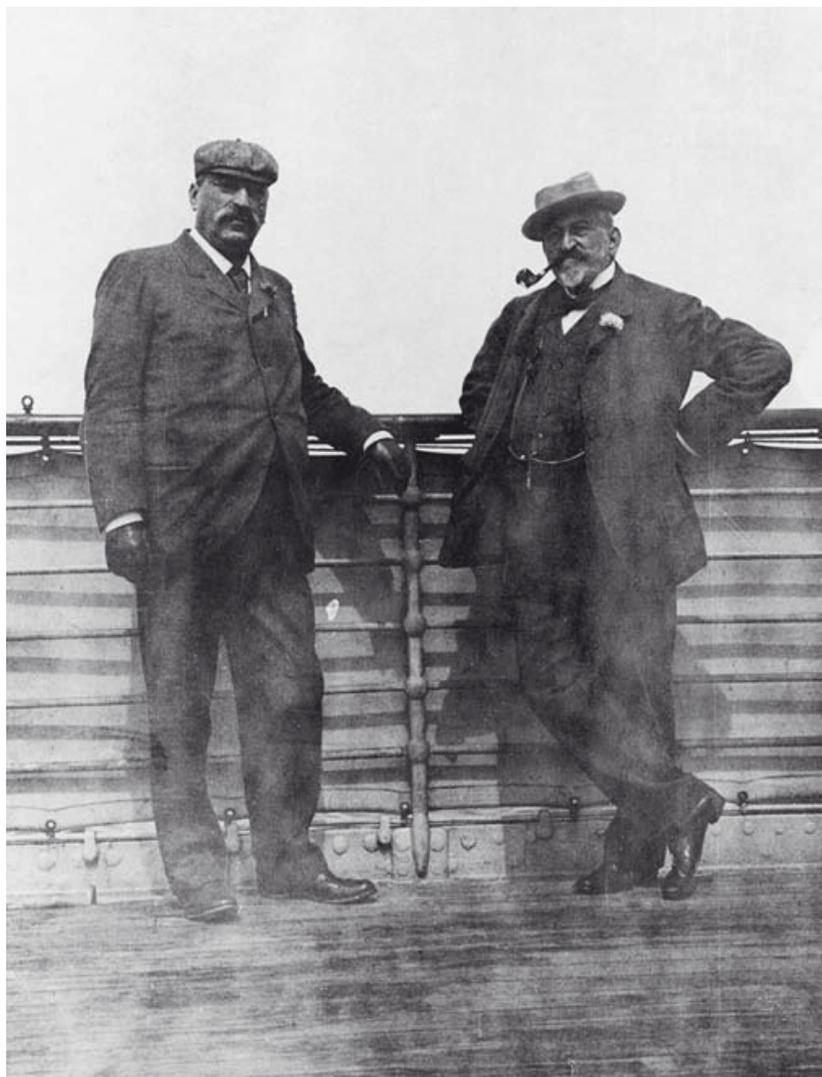
Max' Bruder Henry war bereits im Jahr 1866, mit 26 Jahren, nach New York gezogen. Über die Gründe ist nichts bekannt – verstand er sich nicht mit seinem älteren Bruder? Wahrscheinlicher ist, dass es die »wirtschaftliche Enge der jetzt preußisch provinziellen Frankfurter Verhältnisse« war, die ihn, wie manche andere auch, zu Auswanderung und Neubeginn verleitet hat.¹² 1866 hatte Frankfurt infolge des verlorenen preußisch-österreichischen Krieges (»Deutscher Krieg«) seinen souveränen Status als freier Stadtstaat aufgeben müssen. Die kleine Republik, von Bismarck verächtlich »Demokratennest« genannt, hatte bisher als stärkstes deutsches, aber auch international vernetztes Finanzzentrum gegolten. Jetzt rächte sich Preußen für Frankfurts langjährige bismarckfeindliche Haltung mit gewaltigen Kontributionsforderungen. Bürgermeister Carl Constanz Victor Fellner geriet zwischen die Fronten von Bürgerschaft und preußischen Besatzern und nahm sich am 24. Juli 1866, seinem 59. Geburtstag, das Leben. Alle Versuche der in ihrer Freiheit bedrohten Mainmetropole, im europäischen Ausland Verbündete gegen Preußen zu gewinnen, scheiterten. Allein die USA zeigten Verständnis: Der amerikanische Botschafter in Frankfurt, William Walton Murphy, sandte eine Reihe von Berichten nach Washington, in denen er für die Freiheit der Stadt eintrat; sein Engagement blieb ohne Widerhall.

Zwar erlebte Frankfurt später unter den Preußen und im Deutschen Kaiserreich einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung. Aber das war 1866 noch nicht absehbar. Die politische Lage nach dem verlorenen Krieg schien verzweifelt. Dass es in dieser Situation nicht nur dem eigenen Fortkommen, sondern darüber hinaus der Fortexistenz des

Familienbetriebes zuträglich sein konnte, sich ein zusätzliches Standbein in den USA zu verschaffen, erscheint auch aus heutiger Sicht noch nachvollziehbar. Zusammen mit zwei weiteren Frankfurtern, Leo Lehmann und Jacob H. Schiff, gründete Henry Budge in New York die Broker-Firma Budge, Schiff & Co. Schiff, sieben Jahre jünger als Budge, war wie dieser Absolvent des Frankfurter Philanthropin. Das gemeinsame Unternehmen entwickelte sich jedoch nicht zufriedenstellend – zum Teil, weil sich der bei seiner Übersiedelung erst 18 Jahre alte Schiff, wie Henry Budge klagte, als nicht teamfähige »Herrschnatur« erwies.¹³ 1872 erkrankte Henrys Vater, und der Sohn kehrte daraufhin – wie übrigens auch die anderen beiden Teilhaber – nach Frankfurt zurück; Moritz starb noch im selben Jahr. Henry beschloss, vorläufig in Europa zu bleiben, und ging zwei Jahre lang – diesmal in Hamburg – »wirtschaftlichen Studien« nach. Was man darunter zu verstehen hat, ist bis heute nicht wirklich klar. Sammelte er Erfahrungen bei befreundeten Bankhäusern, etwa M. M. Warburg? Seine Situation jedenfalls war prekär – er war schon 32 Jahre alt, unverheiratet und im Grunde wenig erfolgreich. Man kann es sich vorstellen: Der soziale Druck spielte bei seiner Entscheidung, erneut in den USA sein Glück zu versuchen, sicher eine nicht geringe Rolle.

Durchbruch mit Hallgarten & Co.

1875 reiste Henry erneut nach New York – diesmal als Teilhaber des Bankhauses Hallgarten & Co. Die Familie Hallgarten stammte aus Mainz. Lazarus Hallgarten war bereits 1845 nach New York ausgewandert und hatte dort ein Bankhaus gegründet, in das sein Sohn Charles 1868 als Teilhaber eintrat. Als Charles 1875 an Tuberkulose erkrankte, kehrte er nach Europa zurück; er entwickelte sich in den Folgejahren zu einem ungeheuer aktiven, auf Assimilierung ausgerichteten Wohltäter, dessen Förderungshorizont so unterschiedliche Ziele wie Kinder, Jugendliche, Wohnungsbau für die ärmere Bevölkerung und Frauenrechte einschloss. In New York nahm Henry Budge, ab 1883 als Partner, seine Stelle ein. Die Bank spezialisierte sich auf einen damals aufstrebenden Wirtschaftszweig – sie finanzierte bedeutende Eisenbahnprojekte.¹⁴ Henry erwies sich als »praktischer Geschäfts-



Henry Budge und Charles Hallgarten, Fotografie, um 1905

mann mit ausgeprägt gesundem Menschenverstand«. ¹⁵ Vor allem im Westen der USA wurden unmittelbar nach dem Bürgerkrieg gewaltige Eisenbahnnetze gebaut. Es war die Zeit heroischer Pionierleistungen: Am 29. Juli 1869 kam etwa, nach einer Fahrt von sechseinhalb Tagen, der erste durchgehende Zug aus Kalifornien in New York an. Diese Erschließungsarbeiten wurden zum größten Teil durch europäisches Kapital finanziert, das »durch die Verbindungen vieler Bankneugründungen deutscher Juden in den USA nach Amerika geleitet wurde, um so dem Aufbau der neuen Welt zu dienen«. ¹⁶ Hier spielten Hallgarten, Schiff, August Belmont (Rothschild), Henry Budge und viele andere

eine wichtige Rolle. Als es 1873 zu einer Rezession und Schließung der New Yorker Börse kam, gerieten viele amerikanische Eisenbahngesellschaften unter Zwangsverwaltung. Budge nahm – übrigens zusammen mit seinem früheren Geschäftspartner Jacob H. Schiff – bei der Reorganisation der Eisenbahngesellschaften eine führende Rolle ein. Er gehörte der Wallstreet-Großfinanz an und begann, ein Vermögen zu erwirtschaften, das gewaltige Dimensionen annehmen sollte.

Parallel dazu machte auch Jacob H. Schiff eine steile Karriere bei der New Yorker Investmentbank Kuhn, Loeb und Co., gegründet 1867. 1875 trat er als Partner ein, heiratete die Tochter von Salomon Loeb und pflegte erneut einen so aggressiven Unternehmensstil, dass sich Loeb aus der aktiven Geschäftsleitung zurückzog. Schiff hatte enormen Erfolg. Er machte das Unternehmen zum wichtigsten Finanzier der sich rasant entwickelnden amerikanischen Eisenbahnindustrie. Auch politisch ungeheuer einflussreich, wurde Schiff zum Modellfall einer sehr speziellen jüdisch-deutschen Erfolgsgeschichte, deren Verlauf »von der Frankfurter Judengasse zur Wall Street« Schule machte.

Emma

Endlich – am 10. Oktober 1879 – segelte Henry Budge im schon recht fortgeschrittenen Alter von 39 Jahren in den Hafen der Ehe ein. Während eines kurzen Aufenthalts in Hamburg heiratete er die damals 27-jährige Emma Ranette Lazarus. Die Heiratsurkunde benennt als Emmas Eltern den »zu Hamburg verstorbenen Kaufmann Ludwig Lazarus« und dessen Frau Emilie, geb. Hofmann. Die Vorfahren des Vaters lassen sich in Hamburg bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen, die Mutter stammte aus Karlsruhe.¹⁷ Emmas ungewöhnlicher zweiter Vorname Ranette ging auf ihre Großmutter väterlicherseits zurück. Beide Eltern waren Mitglieder der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg. Ihr Onkel Jacob, ein Bruder ihres Vaters, war bis zu seinem Tod 1882 in Hamburg als Rechtsanwalt tätig; seit 1875 hatte er zudem in der hamburgischen Bürgerschaft der Fraktion des Linken Zentrums angehört. Denkbar, dass Emma Budge ihren Vornamen Jacobs Frau Emma, geb. Schiff, verdankte – auch wenn diese sich Henriette nannte. Jacob Lazarus gehörte – ein ehrenvolles Amt – der Hamburger verfassunggebenden Versamm-

lung, der »Hamburger Konstituante«, an. Emma Budes Schwester Henriette hatte den Hamburger Kaufmann Siegfried Bernstein geheiratet; er führte am »Sandthorquai« 20 ein Handelsunternehmen. Ihr Bruder, Alfred Simon Lazarus, 1853 geboren, betrieb mit einem Kompagnon in der »Catharinenstrasse« 36-44 eine Zigarrenfabrik mit Export; 1893 änderte er seinen Familiennamen in »Lascar« ab.¹⁸ Bei Emmas Hochzeit waren als Trauzeugen ihr Onkel Jacob und ihr Schwager Siegfried Bernstein zugegen. Nach der Hochzeit etablierte sich das Paar in New York. 1882 erwarben Emma und Henry die US-amerikanische Staatsbürgerschaft, die sie ihr Leben lang behielten.

Über ihr dortiges Leben ist nicht viel bekannt. Aber Budes waren ja in den USA nicht »fremd«. Henry Budge lebte seit 13 Jahren (mit einer zweijährigen Unterbrechung) in New York und bewegte sich in Kreisen, die wie er dem jüdischen Großbürgertum angehörten. »Budge war natürlich Mitglied der Gruppe, die Birmingham »Our Crowd« (unsere Leut') nannte, ein guter Titel [...]«¹⁹ – so beschreibt es der Urgroßneffe Peter Kahn:

[...] ich erinnere mich noch daran, dass meine beiden Frankfurter Grossmütter, Mitglieder einer ähnlichen, jüdischen Gesellschaft im Frankfurter Westend, diesen Ausdruck genau so wie die New Yorker benutzten; Leute, die sozial gleichgestellt waren, mit denen man oft und gern zusammenkam, die es zu »etwas« gebracht haben, sich für die Künste interessierten, meistens, aber nicht unbedingt, jüdisch waren. Innerhalb der Familie lebten sie anspruchslos, beinahe puritanisch, aber ihr intellektuelles und kunstgeniessendes Leben war oft sehr anspruchsvoll. Die ihnen folgenden Generationen wurden oft Wissenschaftler oder Musiker oder Künstler. Die meisten dieser Familien in New York gründeten enge Verbindungen durch Ehen, sogar manchmal innerhalb ihrer eigenen Familien. Solche beinahe dynastischen Familienverbindungen, anstatt wie bei den Habsburgern zu Landbereicherungen zu führen, brachten Vergrößerungen des Kapitals der Bankfamilien hervor. Solche Ehen wurden sorgfältig von Vätern/Bankiers geplant und ausgeführt.²⁰

Vielfach verflochten, bildete die Welt der Warburgs, Kuhns, Schiffs und Loebes sowohl familiär als auch geschäftlich sowohl in Fragen gesell-

schaftlicher Repräsentation als auch glanzvoller Wohltätigkeitsunternehmungen eine gleichermaßen konkurrierende wie kooperierende Struktur. Jacob H. Schiffs Tochter Frieda etwa heiratete 1895 Felix M. Warburg – den jüngeren Bruder des Hamburger Kunsthistorikers Aby und des Hamburger Bankiers Max Warburg –, was das Vermögen in der Familie beließ, denn Felix war seit 1894 Partner in der von Schiff geführten Firma Kuhn, Loeb und Co. Es war übrigens diese Hochzeit, die Aby Warburg zu einer ersten USA-Reise motivierte. Sie endete mit dem Besuch bei den Hopi-Indianern in New Mexiko. Warburgs Bericht über das dort beobachtete »Schlangenritual« wird inzwischen international als einer der kanonischen Texte der Kunstgeschichtsschreibung geschätzt. Felix jedenfalls entwickelte sich zu einer sowohl in den USA als auch international ungeheuer erfolgreichen, vielfältig vernetzten Figur, einer Schlüsselfigur der deutsch-jüdischen Elite in New York. Er war nicht nur wirtschaftlich erfolgreich, sondern auch in zahlreichen Aufsichtsräten und Gremien kultureller Institutionen aktiv, vom Fogg Art Museum der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, bis zum American Museum of Natural History in New York und der Hebrew University in Jerusalem. 1908 ließen sich Frieda und Felix ein repräsentatives neugotisches Palais an der Ecke Fifth Avenue und East 92nd Street bauen, in dem auch Budes oft zu Gast gewesen sein dürften. 1944 wird Frieda das Gebäude für die Einrichtung des Jüdischen Museums stiften, das hier bis heute sein Zuhause hat.

Budes, deren Ehe kinderlos blieb, lebten in einer großzügig dimensionierten Wohnung am Central Park, die, was Heizung, Beleuchtung, Belüftung, Telefon, Glockenzüge und hygienische Einrichtungen betraf, auf dem allerneuesten Stand gewesen sein muss. Und exakt diesen wollte Emma später verwirklicht wissen, als es um die Einrichtung ihres neuen Hamburger Zuhauses ging.

Zurück in Deutschland: How to spend it?

Lage, Lage, Lage: Ein Palais an der Alster

»How to spend it« – könnte man diesen Lebensabschnitt in Anlehnung an die berühmte Luxus-und-Lifestyle-Seite der »Financial Times« überschreiben. Henry feierte im Jahr 1900 seinen 60. Geburtstag. Was tat man mit einem solchen Vermögen, wie es sich Henry inzwischen erarbeitet hatte – und was mit der eigenen Lebenszeit? Wie viele deutschstämmige Amerikaner seiner Sphäre zog es ihn in die Heimat zurück. »In unserer Familie sagt man, dass er seiner Frau versprochen hatte, sich früh vom Geschäftsleben zurückzuziehen, um sich nun dem ›Leben selbst‹ (und seiner Frau) zu widmen.«²¹ Die Wahl des neuen Wohnsitzes fiel allerdings nicht auf Frankfurt und damit Henrys Heimat, in der immerhin ein Großteil seiner Familie lebte, sondern auf Hamburg. Das spricht dafür, dass Emma – zwölf Jahre jünger als ihr Mann und immer wieder als die dominante Figur innerhalb der ehelichen Gemeinschaft geschildert – bei dieser Entscheidung den Ausschlag gab. Henrys in die USA ausgewanderter Urgroßneffe Peter Kahn hatte die für jedermann ersichtliche beziehungstechnische Unausgewogenheit noch aus der Nähe erlebt:

Erich Warburg, Mitglied der Hamburger Bankfamilie, der sich noch sehr gut an die Budge erinnerte, erzählte uns, dass Emma Budge bestimmte wie und wo man lebte, was man sammelte, wen man einlud, wie eine anspruchsvolle Familie ihr Leben gestaltete. Henry, ihr Mann, war mit allem einverstanden, und war froh, die vielen teuren Rechnungen bezahlen zu können.²²

In Hamburg war sie von ihrer Familie – Bruder, Schwester, Neffen und Nichten – umgeben. Und hier fand sich eine Bleibe, die ihrem Repräsen-

tationsbedürfnis entsprach: die Villa des jüdischen Schiffsmaklers Ivan Gans am Harvestehuder Weg 12. Was also tun mit Zeit und Vermögen? Zunächst einmal wurde das Haus ausgebaut.

Der Harvestehuder Weg galt auch um 1900 als exzellente Adresse – damals wie heute benötigt(e) man ein Vermögen in nicht geringer Höhe, um sich hier niederzulassen. Er verläuft am westlichen Alsterufer entlang bis zum Eppendorfer Klosterstern. Die ländliche Gegend unmittelbar an der Außenalster war seit Mitte des 19. Jahrhunderts peu à peu erschlossen und mit Villen bebaut worden. Wer dort wohnte, genoss den Vorteil der Großzügigkeit einer englischen Parklandschaft und die kurzen Wege in die Stadt. Ende des 19. Jahrhunderts war hier nahezu jede Villa von einer Millionärsfamilie bewohnt – Hamburger »Uradel« wie Amsinck, Blohm, Sloman, Hudtwalcker, Laeisz mischte sich mit jüdischen Großkaufleuten und Bankiers wie Robinow, Beit, Oppenheim, Behrens. Rotherbaum und Harvestehude – die Gegend schien auch und gerade Juden

[...] ideal zum einen durch ihre relative Nähe zur Innenstadt, in der die Kontore lagen, zum anderen wegen des religiös-kulturellen Zentrums, das sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in die Viertel um den Grindelhof und die Rothenbaum-Chaussee verlagert hatte. Überproportional hoch war nun der Anteil der Juden in Harvestehude und Rotherbaum, wo fast jeder 5. Bewohner jüdischer Herkunft war.²³

In der Beneckestraße konnte man die Neue Dammtor-Synagoge und ab 1906 am Bornplatz die »größte Synagoge Nordeuropas«, die im neoromanischen Stil errichtete Hamburger Hauptsynagoge, besuchen. Dort wohnten die Hamburger Spitzenverdiener – um 1900 »zahlten die 2,14% der Hamburger Einwohner, die in Harvestehude lebten, allein 11,59% des gesamten Hamburger Steueraufkommens«.²⁴

Hier wollte Henry den Rest seines Lebens verbringen, seiner Frau und damit auch sich selbst eine schöne Umgebung schaffen; ein gepflegtes gesellschaftliches Leben, das Sammeln von kostbaren Gegenständen und die Gestaltung eines opulenten Gartens waren seine Ziele. Und er hatte noch einen weiteren Gedanken bei all diesem Aufwand: Nach seinem Tod und dem seiner Frau würden das Haus und die Gartenanlagen seiner geliebten Adoptivstadt gehören. Es sollte von dem Museum für Kunst

und Gewerbe verwaltet werden, die Gärten sollten der Hamburger Bürgerschaft geöffnet und von der Stadt bepflanzt und gepflegt werden.²⁵

Die Nachbarn: Anspruchsvolle Geselligkeit in getrennten Sphären

Henry und Emma konnten in dieser privilegierten Gegend ein großzügiges Gebäude erwerben, das – wie so viele – der als »Rathausbaumeister« in die hamburgische Geschichte eingegangene Martin Haller 1884 errichtet hatte. Haller – Sohn jüdischer, jedoch christlich getaufter Eltern – galt als Spezialist für »Privat- und Luxusbauten«. Er wurde zum Lieblingsarchitekten der hier am Alsterufer residierenden Familien – sowohl der jüdischen als auch der nichtjüdischen. Seine Bauten spiegeln eine eindeutige Vorliebe für die französische Renaissance. Wer waren hier Budges Nachbarn? Die Villa Harvestehuder Weg 14 war für den wohlhabenden jüdischen Kaufmann Isaac Joseph Jaffé 1866 bis 1867 ebenfalls von Martin Haller entworfen worden und gerade für den Bankier Eduard L. Behrens jun. – ebenfalls getaufter Sohn jüdischer Eltern – umgebaut und vergrößert worden. Um die Ecke, am Alsterufer 27/28, hatte Haller für die Familien Michaelsen und Rée eine großzügige Doppelvilla geplant – heute residiert hier das US-Generalkonsulat. Im Harvestehuder Weg 13 stand die Villa Beit, 1890/91 ebenfalls von Martin Haller als Mittelpunkt einer parkähnlichen Anlage für die Mutter des Diamantenmagnaten erbaut; Beits zählten zu Hamburgs reichsten Familien. Das Haus Nr. 4 gehörte Bernhard Levinsohn, Nr. 8b Emil Oppenheim, Nr. 23 dem Kaufmann Carl Robinow. Das passte.

In Harvestehude, ganz konkret im Harvestehuder Weg, also mischte sich, zumindest der Adresse nach, die christliche mit der jüdischen Oberschicht. Feste, Einladungen, Hauskonzerte und Liebhaberaufführungen dienten hier wie dort der standesmäßigen Selbstvergewisserung. Von Leo Lippmann, Hamburgs erstem jüdischen Staatsrat und hochgeachteten Leiter der Finanzdeputation, wissen wir, wie glanzvoll diese Abende inszeniert wurden:

Die Gesellschaften fanden fast stets in den Häusern der Gastgeber statt. Nur Hochzeiten, Silberne Hochzeiten und ausnahmsweise ein-

mal eine ganz große Gesellschaft wurden in Hotels oder Restaurants veranstaltet. [...] Und ebenso unverständlich wie ihre Zahl mutet heute die Eleganz der damaligen Gesellschaften an, insbesondere der Umfang der Menüs, die wir damals bewältigen mussten und auch konnten. [...] Oft trugen nach Tisch hochbezahlte Künstler Lieder oder Gedichte vor. Die Koryphäen des Stadttheaters waren besonders beliebte Gäste und Künstler auf den Vorkriegsgesellschaften.²⁶

Ähnlich wie die Soiréen bei Warburgs dürften sie bei Budges auch verlaufen sein: Wie sich Max Warburgs Großnichte Olga erinnerte, gaben er und seine Frau Alice auf dem Kösterberg beliebte Feste,

zu denen alles, was in Hamburg Namen, Geld oder Geist hatte, eingeladen wurde. Tante Alice, in königlicher Haltung wie eine regierende Fürstin, immer hell und sehr elegant gekleidet, empfing ihre Gäste in dem runden Saal hoheitsvoll kühl, und jeder stand voller Bewunderung, mit welch' künstlerischem Sinn und Geschmack der Raum eingerichtet und die Blumen in riesigen Vasen zusammengestellt waren. An kleinen Tischen draußen auf der Terrasse gab es das Souper, später Tanz mit einer Musikkapelle, manchmal auch Aufführungen in dem Freilichttheater, das ganz unten am Fuße des Gartens lag, und zum Schluß zog alles mit brennenden Fackeln durch den Park.²⁷

Dennoch hat man anhand des Gästebuchs des Ehepaars Lippmann nachgewiesen, dass es zu einer Vermischung jüdischer und christlicher Gesellschaften eher nicht kam. Die Sphären blieben weitgehend getrennt: »Optimismus jüdischer Hamburger in Bezug auf die Anerkennung ihrer Zugehörigkeit konnte – angesichts des mehr oder weniger latenten Antisemitismus – selbst um die Jahrhundertwende kaum aufkommen. Trotzdem hielten Juden in dieser Zeit fest an ihrem Fortschrittsglauben und Patriotismus«, an den sich Ingrid Warburg, geboren 1910, als Teil des großbürgerlichen Familienlebens erinnert:

Man hatte das Gefühl, es würde ewig so weitergehen [...]. Man glaubte an eine fortschrittliche Entwicklung Deutschlands in Wirtschaft und Politik, und die jüdische Familie Warburg, mit ihren weitverzweigten familiären und beruflichen Beziehungen zum Aus-

land, würde zweifellos Teil dieser Entwicklung sein. Deutlich spürbar war in jenen Jahren der Stolz unserer Familie, die sich seit Jahrzehnten deutsch und vor allem in Hamburg »dazugehörig« fühlte und endlich mehr oder weniger gleichberechtigt am sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben Deutschlands teilhaben zu dürfen glaubte.²⁸

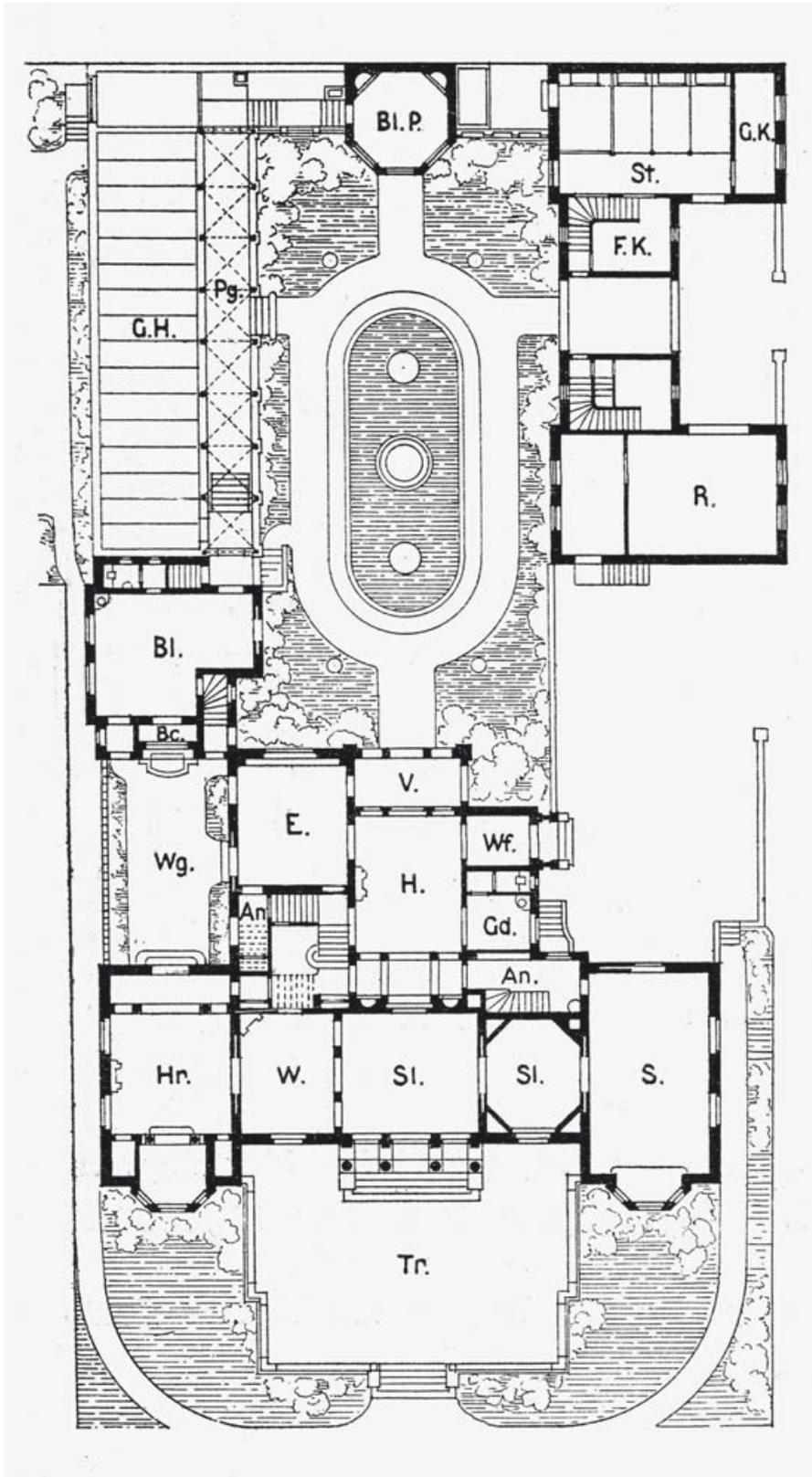
»[...] teilhaben zu dürfen glaubte« – dass dem keineswegs so war, hat gerade auch Leo Lippmann aufs Schmerzlichste erfahren müssen. Er, der Hamburgs gesamte Finanz- und Steuerpolitik während der Weimarer Republik verantwortet hatte, der noch 1932 mit Emma Budge eine dem Wohle Hamburgs dienende Nachlassregelung aushandeln sollte, wurde am 14. März beurlaubt und am 21. Juni 1933 entlassen. Kurz vor der Deportation nach Theresienstadt nahm er sich, zusammen mit seiner Frau, am 10. Juni 1943 das Leben.

Wie Emma ihren Architekten fast zur Verzweiflung brachte

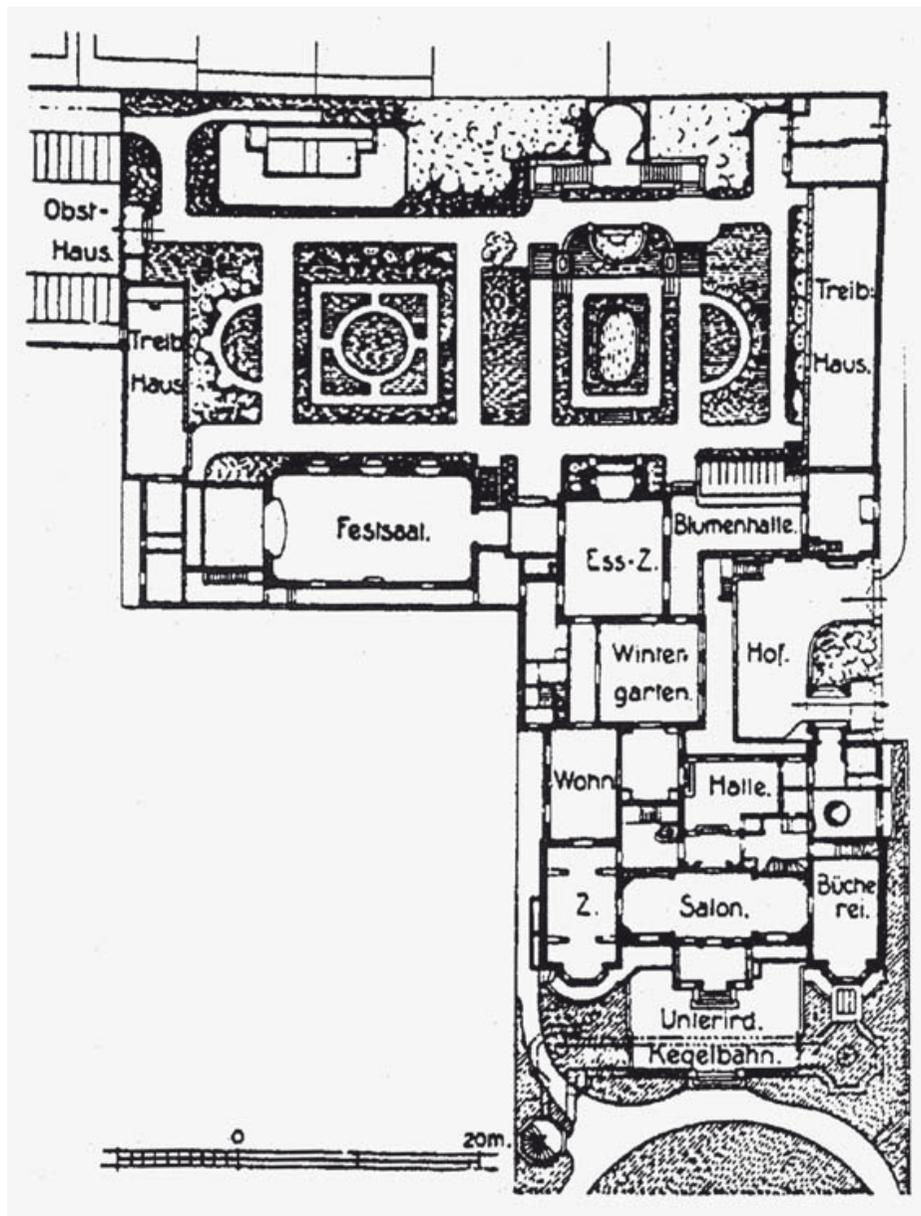
Der im Harvestehuder Weg 14 in klassizistischem Weiß errichtete Bau besaß einen mittleren, zweigeschossigen Trakt und zwei Außenflügel mit Erkern: Für zwei Personen war dies, so sollte man meinen, eine großzügig dimensionierte Bleibe. »Es [das Haus, KM] war für die großen Ansprüche meines Onkels zu klein«, so erinnerte sich Peter Kahn, Henrys Urgroßneffe, mit erfrischender innerer Distanz, »da es ja nur 30 Zimmer hatte, und musste von dem ursprünglichen Architekten umgebaut und auf ungefähr 50 Zimmer erweitert werden (wenn man die vielen Badezimmer, die Küche und den Theatersaal da nicht mit einrechnet).«²⁹ Mit den diversen Um- und Anbauten beauftragte man Martin Haller. Das Ehepaar Budge sollte den Hamburger »Luxusarchitekten« etwa 15 Jahre lang auf Trab halten. Henry und Emma Budge, die an die höchst komfortable und technisch raffinierte Ausstattung einer großen Etage am New Yorker Central Park gewöhnt waren, forderten in der lieblichen Alsterlandschaft – ebenso naiv wie generös – ein Heim nach den Maßstäben der Neuen Welt. Besonders Emma hat ihrem Architekten das Leben nicht leicht gemacht:

Eine Dame hat in den letzten Jahren meiner Tätigkeit eine hervorragende Rolle gespielt, nämlich Frau Emma Budge! Es sind jetzt ungefähr 20 Jahre verflossen, als eines Morgens Herr Henry Budge, von meinem Freund Anton May eingeführt, von mir über einige Besitzungen am Harvestehuder Weg Näheres zu erfahren wünschte. Er entschied sich dann rasch für das Haus des Herrn Fleitmann, welches ich zu Anfang der 80er-Jahre für Herrn Ivan Gans erbaut hatte, und bat mich, die daran vorzunehmenden Veränderungen mit seiner Gattin näher zu erörtern. Diese schilderte mir enthusiastisch die Vorzüge ihrer New Yorker Wohnung, die aus einer gemieteten Riesenetage am Central Park bestand, beklagte die Unzulänglichkeiten deutscher Behausungen und verlangte eine Vergrößerung des Gans'schen Hauses um ein Eßzimmer von 30 auf 35 Fuß (!) sowie Verbesserungen der Dienst- und Küchenräume, der Heizung, Beleuchtung und Warmwasserversorgung nach amerikanischem Vorbild. Solche verhältnismäßig nicht übertriebenen Ansprüche ließen sich unschwer erfüllen. Sie bildeten aber nur die ersten bescheidenen Anfänge von weiteren, im Laufe der folgenden zehn Baujahre zutage tretenden Wünsche und Forderungen, die sich bei den alljährlichen Besuchen des Ehepaares dermaßen steigerten, dass der Bau allmählich einen ins Kolossale gehenden Umfang einnahm und Kosten verursachte, bei welchen mir im Hinblick auf die bauherrliche Zahlungsfähigkeit manchmal etwas ängstlich zumute war; meine Bedenken erwiesen sich als höchst überflüssig. Herrn Budges Finanzkraft war ebenso unerschöpflich wie seine Nachsicht gegen die baulichen Ausschweifungen seiner Ehehälfte; ohne eine Miene zu verziehen beglich er die alljährlich um Hunderttausende von Mark wachsenden Baurechnungen.³⁰

Obwohl die Eheleute nur einige Wochen im Jahr an ihrem Wohnsitz verweilten, brachten sie von ihren ausgedehnten Europareisen jedes Mal neue Ideen, Wünsche und Forderungen mit. Henry hatte sich in sein Schicksal gefügt – er bezahlte die Rechnungen. Zu Protesten kam es offenbar nur, wenn Henry durch die Bauarbeiten aus seinem eigenen Haus ins Hotel Hamburger Hof – eines der besten Häuser der Stadt mit ausgesprochen prominentem Publikum – vertrieben wurde. Er selbst war an den architektonischen Erweiterungen wenig interessiert.



Budge-Palais vor dem Umbau (Villa Gans), 1890



Grundriss des Budge-Palais, 1914

Mehr als die Wohn-, Fest-, Sammlungs-, Wirtschafts- und Sanitärräume interessieren Henry Budge die Gartenanlagen, die Stall-, Hühner-, Treib- und Pflanzenhäuser, für deren Herstellung der Gartenkünstler Rudolph Philipp Christian Jürgens (1850-1930) hinzugezogen wird. Er ist der Sohn des ebenso berühmten Friedrich Jürgens (1825-1903), der ein früherer Mieter von Hallers Eltern aus der Welckerstrasse war.³¹



Budge-Palais, heute Hochschule für Musik und Theater Hamburg, Fotografie, 2020



Eingangsbereich



Kamin



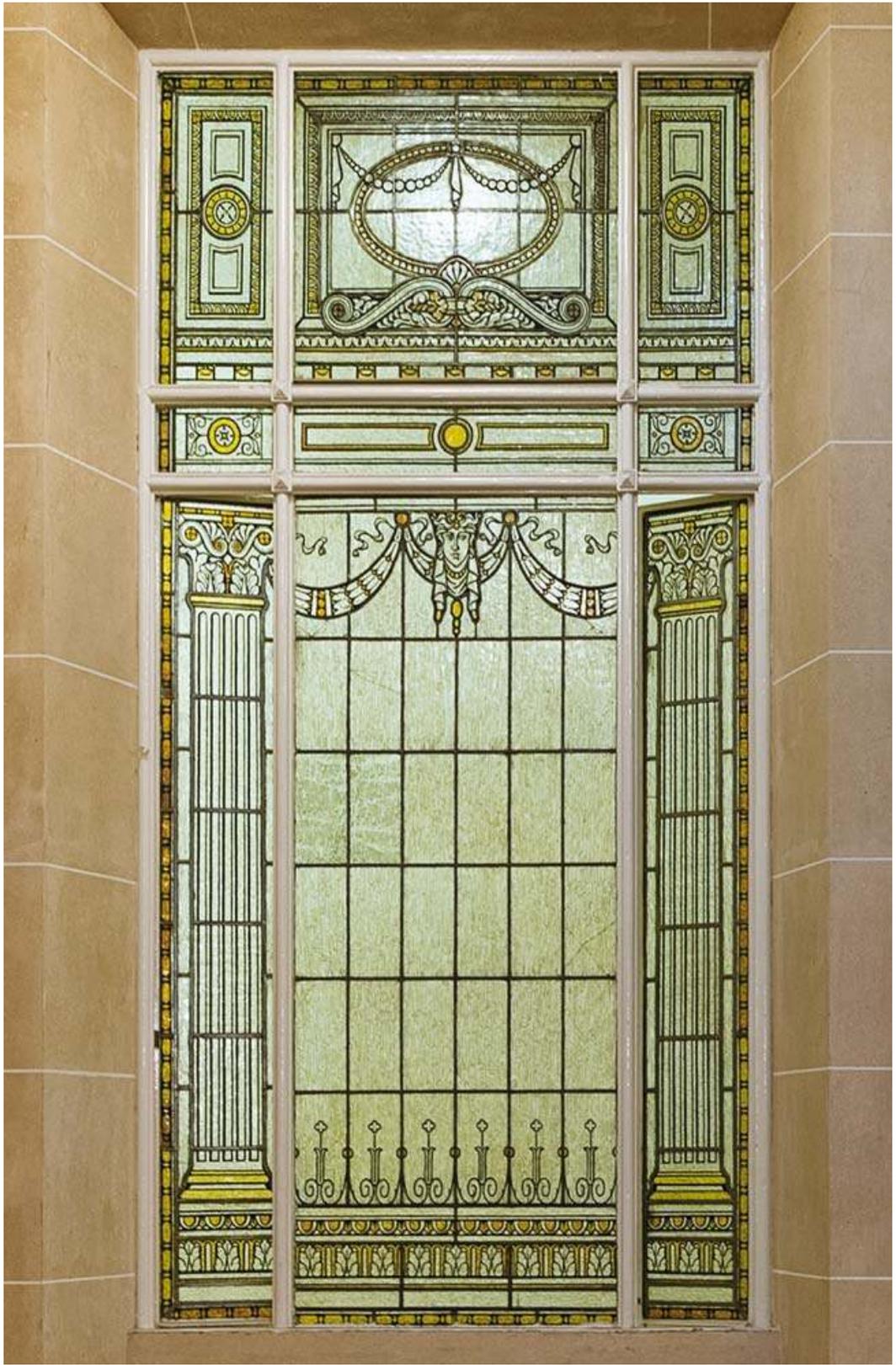
Treppenhaus



Treppenhaus



Treppenhaus



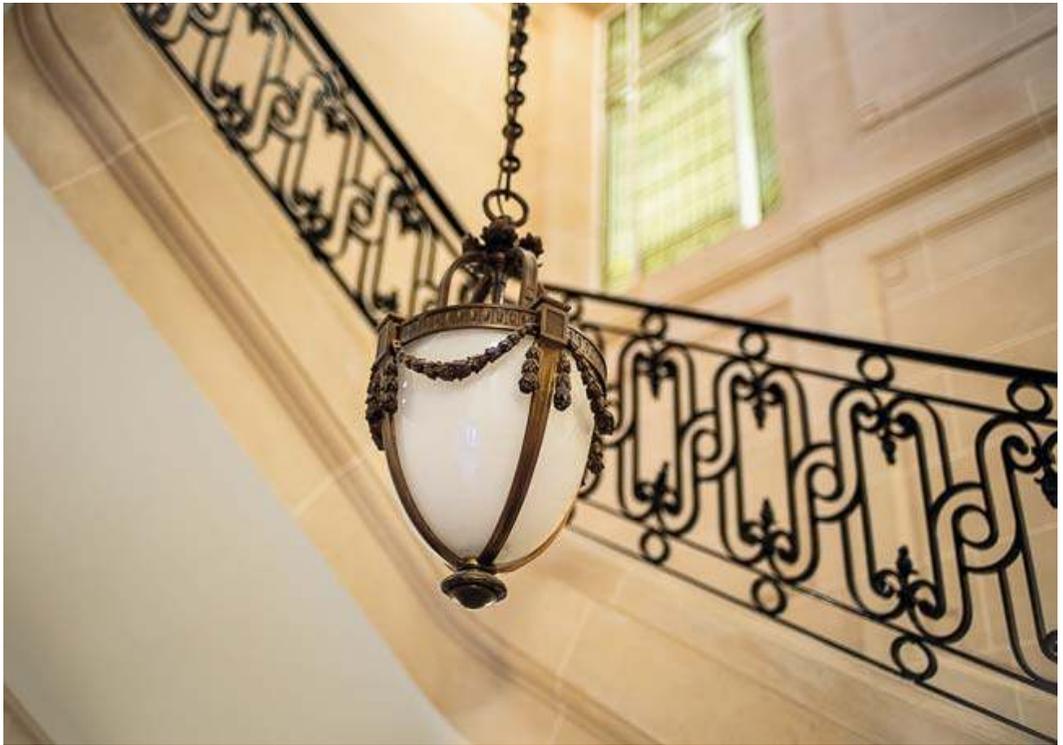
Treppenhaus



Vorraum im ersten Stock



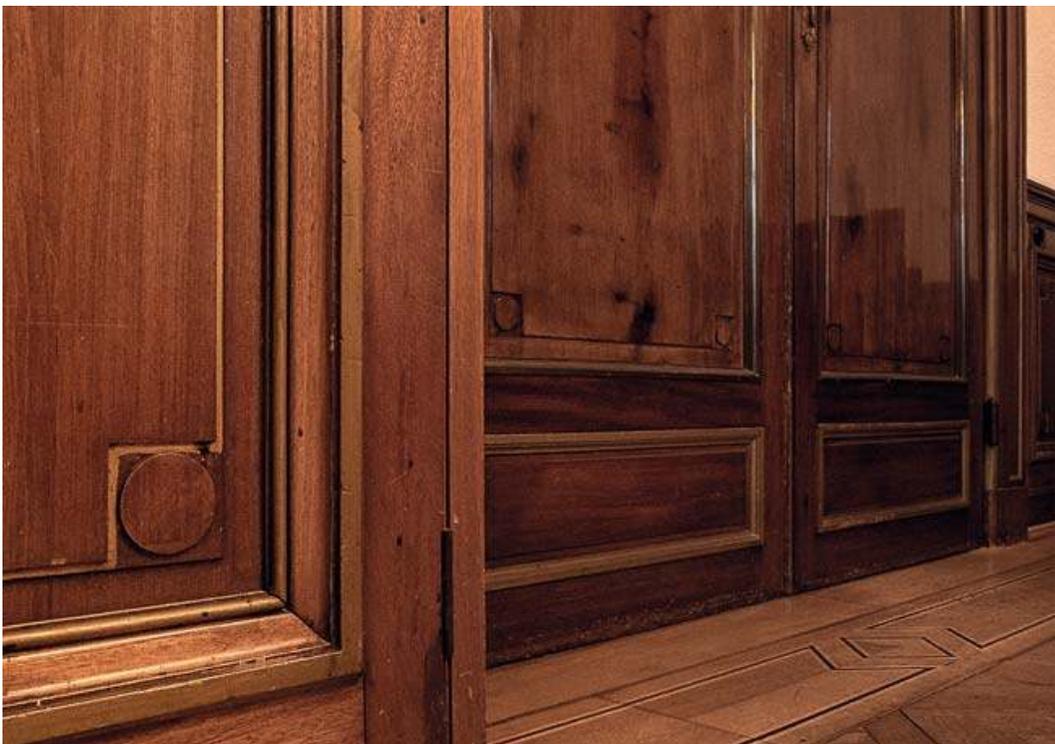
Treppenhaus



Treppenhaus



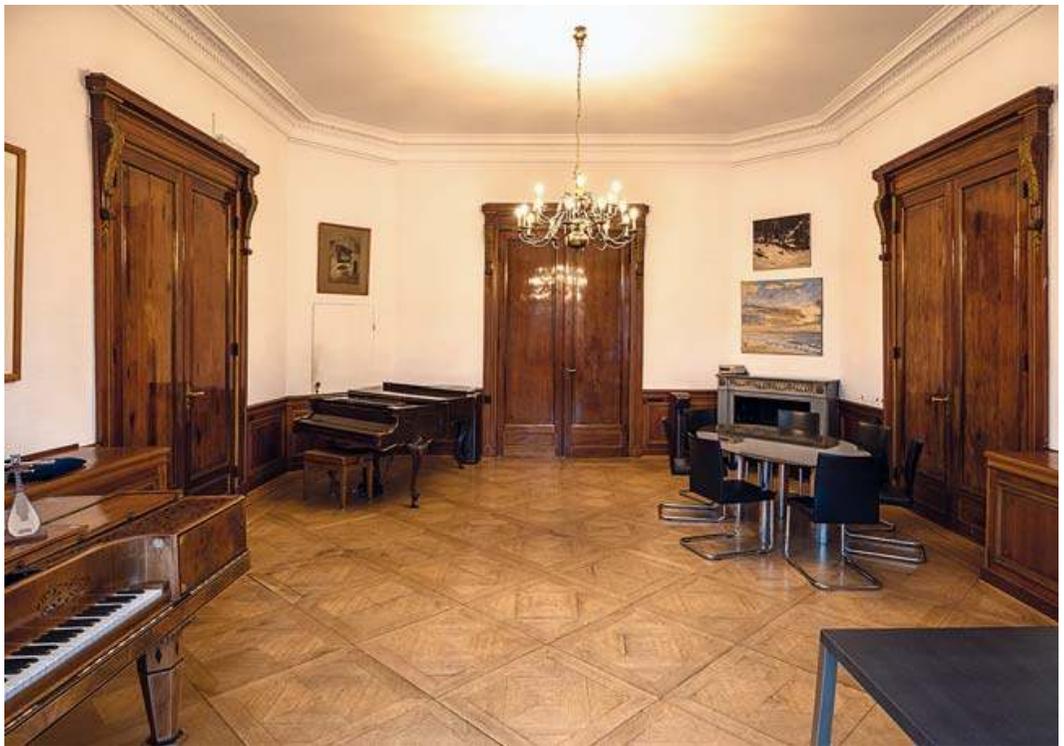
Treppenhaus



heute Präsidenzzimmer



heute Präsidentenzimmer



heute Präsidentenzimmer



Fensterdetail



Türdetail



Musikzimmer
Im Spiegel ist auf einem Gemälde von Rudolf Jacob Zeller der Geiger Willy Burmester zu sehen.



Detail Musikzimmer



Raum im Souterrain



Raum im Souterrain



Stuck

Der ungeheuer erfolgreiche, sogar mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnete Landschaftsgärtner Rudolph Jürgens war damals für seine »englischen« Parkanlagen weithin berühmt; der Husumer Schlosspark, das Hamburger Rainville-Ufer, die Erschließung von Teilen des Falkensteins, die Galopprennbahn und schließlich die Ausrichtung der 1897 veranstalteten »Allgemeinen Gartenbau-Ausstellung« in den alten Wallanlagen gehören zu seinen prägenden Leistungen. Selbst am Harvestehuder Weg ansässig, hat er für zahlreiche Hamburger Familien in den Elbvororten, in Harvestehude und im Sachsenwald gearbeitet und war auch an der Anlage des Stadtparks beteiligt; zu seinen Hamburger Kunden gehörten unter anderem die Familien Warburg (am Kösterberg), Michahelles, Jenisch, Vorwerk, Münchmeyer, Stucken, Hertz.

Bis 1913 ließen Budges das Anwesen mit Remisen, Stallgebäuden, Obst- und Treibhäusern, einer Blumenhalle und einem am Alsterufer gelegenen Teepavillon von Haller sukzessive arrondieren. Das Haus erhielt zur Alsterseite einen halbrunden Vorbau mit Veranda. Die Seitenflügel wurden von markanten, steilen Runddächern bekrönt, die

an die Architektur von Loireschlössern – etwa Chambord – erinnerten, und auch das Dachgeschoss wurde noch einmal ausgebaut. Wie kam man auf diese Ideen, warum ein Loireschloss an der Alster, warum Zitate verwenden, die der räumlich wie zeitlich weit entfernten Baukunst des 16. Jahrhunderts entstammten? Die Renaissance war Martin Hallers Lieblingsstil. Mit ihr ließ sich nicht nur eine kosmopolitische Grundeinstellung, sondern auch eine klare Abgrenzung zu anderen, stärker nationalistisch vereinnahmten Stilen – etwa dem Klassizismus der Berliner Schinkel-Schule oder der »germanisch« konnotierten Weserrenaissance – demonstrieren. Das Bekenntnis zur italienischen oder französischen Renaissance enthielt in jener Zeit über das Ästhetische hinaus ein ethisches Urteil. Die das Individuum und dessen Leistungen – und nicht die ethnische Zugehörigkeit – in den Vordergrund stellende Epoche bot Identifikationsmodelle für denjenigen, dessen Familie nicht von der niederdeutschen Scholle stammte – so auch etwa für den jüdischen Kulturhistoriker Aby Warburg, dessen berühmte Hamburger Bibliothek dem »Nachleben der Antike« und damit zu großen Teilen der Renaissance gewidmet war.

Ein neuer Wintergarten und ein großes Esszimmer ergänzten das imposante Ensemble. »Das eichengetäfelte Musikzimmer des Hausherrn erinnerte in seinen Ausmaßen an eine mittlere Bahnhofshalle; Flügeltüren mit schmiedeeisernem Gitterwerk gaben den Blick frei auf einen Teepavillon, der einem prächtigen Mausoleum glich.«³² Zwei weitere Häuser – Milchstraße 11 und Magdalenenstraße 50 – wurden erworben und in die Anlage einbezogen. Das Haupthaus verfügte etwa über 50 Zimmer. Hinzu kamen die Nebengebäude: »Die Garage, die zuerst als Stall dienen sollte, aber von dem fortschrittlichen Henry Budge schon immer nur für seine Autos benutzt wurde, sah wie ein kleines Schlösschen aus. In ihr wohnte der Hauptgärtner und die Familie des Chauffeurs.«³³

Im Stallgebäude Ecke Milchstraße/Pöseldorfer Weg, errichtet 1905/06, waren die Wände aus schwarzem Marmor und die Ringe an den Boxen aus Messing. Pferde aber gab es hier kaum. Budge als moderne Amerikaner bevorzugten das Auto, vorzugsweise einen Maybach. Der Chauffeur trug Livrée, er begleitete Madame Budge bei ihren Einkäufen. Für Fahrten auf der Alster gab es ein Boot und einen eigenen

Bootssteg; zwei Diener übernahmen das Rudern. Der Personalaufwand war groß: Zwanzig Leute waren fest angestellt. Außer dem Chauffeur und den Dienern gab es Köchinnen, Hausmädchen und vor allem Gärtner. Das gesamte Grundstück umfasste rund 16.000 qm. Vier Treibhäuser mit dem Palmengarten (zur Milchstraße hin) mussten in Ordnung gehalten werden; dazu der Wintergarten, den ein französischer Spezialarchitekt mit Grotten, versteckten Lichtquellen und Arrangements exotischer Gewächse ausgestattet hatte.³⁴ [...] Der Rasen im Vorgarten war kurz geschoren, hier standen zwei große Kastanien, eine Ulme, ein Goldregen, dazu zwei Standbilder, Amor und Psyche darstellend. Zum Vorland gehörte auch der Teil des Nachbargrundstückes Nr. 13; Ziergärten, Gemüsebeete und Obstbäume bestimmten das Bild, außerdem gab es ein Nelkenhaus und ein Hühnerhaus.³⁵

Eine unter dem Garten verlaufende Kegelbahn – zu der ein Aufzug herunterführte – rundete das Ensemble aufs Luxuriöseste ab.

Der Garten, der zum Alsterufer hinlief, war in französischer Art gepflanzt und mit Zierteichen und einem japanischen Teehaus geschmückt sowie mit Treibhäusern ausgestattet und englischen Parkflächen versehen, die langsam in eine »natürliche« Landschaft übergingen. Ein Wintergarten stand neben dem Haupthaus, in dem Palmen und tropische Pflanzen gezogen wurden.³⁶

Das japanische Teehaus war möglicherweise auf eine ganz unmittelbare Anregung zurückzuführen; 1907 nämlich hatten Budges die Einladung zu einer Japanreise erhalten. Der Hintergrund war ein politischer: 1904 war es zum Kriegsausbruch zwischen dem japanischen Kaiserreich und Russland gekommen – es ging im Wesentlichen um Einflussnahme in der Mandschurei und in Korea. Um Russland für seine Judenfeindlichkeit zu »bestrafen«, hatte Jacob H. Schiff, Henrys ehemaliger Geschäftspartner, Japan Anleihen verschafft und damit indirekt dafür gesorgt, dass das Land den Krieg gewann. Zum Dank lud der japanische Kaiser Schiff und dessen Freunde 1907 zu einer Reise ein – Budges waren mit von der Partie. Die Reise der siebenköpfigen Gruppe dauerte vom 22. Februar bis zum 8. Juni 1907. In seinem detaillierten, später als Privatdruck

erschienenen Bericht über diese durchaus auch abenteuerliche Expedition mitten zur schönsten Kirschblütenzeit werden auch Budes öfter erwähnt. So macht sich »friend Budge« schon auf der Überfahrt beliebt –

[...] whose dry humour and good appetite often forced a smile even upon the otherwise placid faces of the Chinese stewards. It is much of a pleasure and satisfaction to see friend Budge in his sixty-sixth year so youthful in his activities and so ready to take everything from the most pleasant side.³⁷

An Bord wurde Bridge gespielt, was Jacob Schiff bei dieser Gelegenheit lernen »musste«. Und während sich Emma, in Japan angekommen, in der Regel während der zahlreichen Ausflüge gern per Sänfte befördern ließ (und manchmal auch lieber einkaufte als Fußmärsche unternahm), begleitete Henry den um sieben Jahre jüngeren Schiff, dessen Neffen und den ebenfalls mitreisenden Sigmund Neustadt meist auf den oft mehrstündigen Wanderungen.

Ein japanisches Teehaus, eine unterirdische Kegelbahn, ein Nelkenhaus ... – hanseatische Zurückhaltung sah anders aus. Zumindest vom alteingesessenen, protestantisch sozialisierten hanseatischen Patrizierum unterschied Budes auch ein Lebensstil, der Reichtum nicht durch Understatement kaschierte, sondern offen zur Schau stellte. In Hamburg fiel schon das Gebäude trotz der ebenfalls nicht gering dimensionierten Nachbarbauten aus dem Rahmen.

Viele Hamburger nannten es aber die »Badeanstalt«, weil es so viele Badezimmer hatte (20, soweit ich mich erinnere). Das kam daher, dass Budes aus Amerika kamen, wo Badezimmer unbedingte Notwendigkeiten der Leute guten Tones geworden waren.³⁸

Kam man zu einem Ende? Offenbar ja, alle von Emmas Reisen – man denke an Frankreich mit seinen formalen Gärten und Gewächshäusern, England mit seinen Parks, Japan mit seinen Koi-Teichen – mitgebrachten Anregungen waren irgendwann umgesetzt zu einem Pasticchio, das die individuellen Erfahrungen und Erinnerungen, ja, auch die Persönlichkeit der Auftraggeberin und ihr soziales Milieu widerspiegelte. Denn Emma agierte auf einem – um es mit Martin Warnke zu sagen –

Anspruchsniveau, das sich eher am Habitus der internationalen (jüdischen) Eliten oder, konkreter, an dem der amerikanischen Oberschicht als am Lebensstil der hanseatischen Kaufmannschaft orientierte: »Wie Henry, so betonte Emma Budge, dass sie eine Amerikanerin war, hatte ihre großen amerikanischen breakfasts, las amerikanische Zeitungen, und sprach über die Politik in den USA.«³⁹ Vielleicht ist ihr Stil am besten unter dem Begriff des »Goût Rothschild« zu fassen – einem üppigen, auf Glamour und Opulenz ausgerichteten Einrichtungs- und Lebensstil, wie er durch die gleichnamige Familie begründet und kultiviert wurde. Ihre schlossähnlichen Wohnsitze präsentieren sich im Allgemeinen im Renaissancestil. In Fragen der Raumausstattung aber richtete sich der »Rothschild-Geschmack« explizit an den Herrscherjahren der französischen Könige Louis XIV., Louis XV. und Louis XVI. aus. Vor diesem Hintergrund erscheint es gar nicht mehr so abwegig, dass Emma – zu Hallers großem Ärger – für ihr Palais auf einer Hinzuziehung französischer Dekorateure bestand, anstatt die von ihm bevorzugte, alteingesessene, in Hamburg allseits beliebte Möbel- und Dekorationsfirma Piglhein zu beauftragen. In Reinkultur ist der »Goût Rothschild« durch Béatrice de Rothschild in ihrer Villa in Saint-Jean-Cap-Ferrat verwirklicht worden. Die 1907 bis 1912 errichtete Villa Ephrussi de Rothschild war als Gesamterlebnis konzipiert, in dem unzählige historische Interieurelemente wie Louis-Seize-Stühle, Teppiche aus der Zeit von Louis XV., Tapisserien, Möbel aus dem Besitz von Marie-Antoinette, Wandverkleidungen, Kleinbronzen sowie die in einem eigenen Zimmer präsentierte Porzellansammlung eine »royale«, den Glanz vergangener Jahrhunderte reflektierende Atmosphäre entstehen ließen. Auch ihre Gartenanlagen lassen den Vergleich mit der Villa Budge zu: Rund um die Villa entstanden neun von Pavillons durchsetzte Themengärten, die an Reisen und Erlebnisse der Bauherrin erinnerten. Ganz ähnlich wie am Budge-Palais wurden hier, wenn auch in größeren Dimensionen, ein spanischer, ein florentinischer, ein exotischer, ein provenzalischer und ein japanischer Garten, ein Rosengarten und ein Steingarten zu einem heterogenen Naturbild komponiert.

Dass hinter diesen Planungen eine starke Persönlichkeit stand, die man als höchst widersprüchlich, ja, schwierig erfahren konnte, geht aus Hallers persönlichen, obwohl durchaus für die spätere Veröffentlichung gedachten Notizen hervor. Sein Urteil fällt wenig schmeichelhaft aus:

Frau Emma Budge, geborene Lazarus, ist ein seltenes Gemisch von Egoismus und Guthmütigkeit, von Leidenschaftlichkeit und Bequemlichkeit, von Aufgeblasenheit und vorsichtiger Zurückhaltung, von Rachsucht und Nachsicht, von Energie und Weiblichkeit, von Verschwendungssucht und Oekonomie, von banaler Plattheit und Menschenkenntnis, von weiterfahremem Geschmack und crasser Unbildung! Man wird [...] zugeben müssen, dass es bei solcher Mannigfaltigkeit von Eigenschaften für den Hausarchitekten nicht immer leicht war, seine Aufgabe zu erfüllen.⁴⁰

Man kann es ein bisschen nachempfinden – aber warum tat sich Haller, möchte man da fragen, das an? Natürlich einerseits, um das eigene Werk, die von ihm errichtete Villa Gans, vor fremden Eingriffen zu schützen. »Unter solcher Wankelmüthigkeit hatte ich viel zu leiden«, beschwerte sich Haller weiter in seinen »Erinnerungen«,

mehr aber noch unter dem weiblichen Vorurtheil, daß nur Pariser Dekorateure und Handwerker befähigt seien, den Geschmack der Dame zu befriedigen [...] Man wird vielleicht fragen, wer oder was mich dazu zwang, alle diese meiner Haltung als Künstler unwürdigen, manchmal sogar demütigenden Frohndienste Jahre hindurch zu tragen. – Es war nichts anderes als die Liebe zu dem von mir geschaffenen Werke, welches ich nicht fremden Händen preisgeben wollte.⁴¹

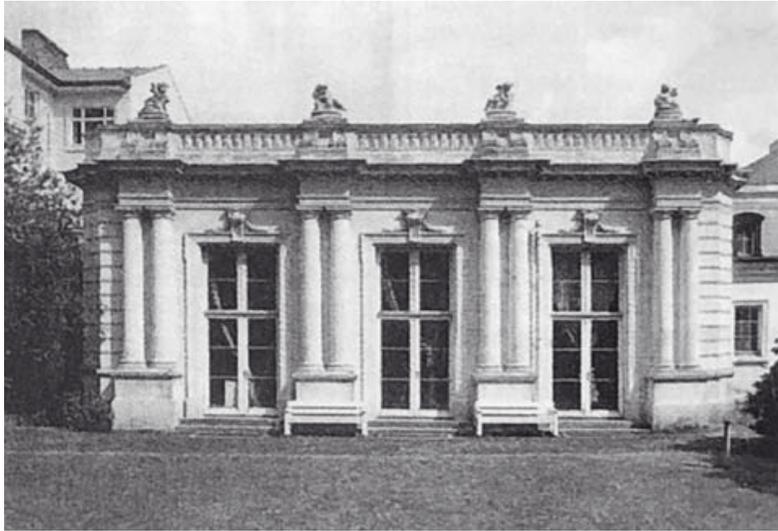
Hinzu kam – natürlich – ein gewisses pekuniäres Interesse: »Ob ehrlich, ob schlau / ob flott, ob genau / ob protzig, ob fein / sie brachten mir manchen Groschen ein.«⁴²

Der Spiegelsaal: Ein besonderes Geburtstagsgeschenk

Anfang 1909: Der Hafen wuchs, die Wirtschaft boomte, und Emmas 57. Geburtstag stand vor der Tür. Diesmal sollte es ein ganz besonderes Geschenk geben. Zwar besaß der Wohnsitz schon recht ordentliche Dimensionen, doch eines fehlte Emma zum Glück: ein Festsaal. Und so

bestellte Henry bei Martin Haller einen Musiksaal. Denn der »Privat- und Luxusarchitekt« war auch in der Lage, größere Räume von öffentlichem Charakter zu realisieren. 1865 bis 1883 hatte er in »Sagebiel's Etablissement« an der Drehbahn Deutschlands größten Konzertsaal mit 2.200 Sitzplätzen errichtet und gerade erst den Neubau der Laeisz- halle fertiggestellt. Für Budges entwarf er, in enger Abstimmung mit der Hausherrin, an der Rückfront des Hauses einen Musiksaal von 16 Metern Länge, acht Metern Breite und fünf Metern Höhe. Seine äußere Gestalt zitierte das Petit Trianon Marie-Antoinettes und somit die klassizistische Formensprache des französischen Barocks. Vier Säulenpaare rhythmisierten die Fassade; zwischen ihnen öffneten sich drei bodentiefe Türen in den Garten – mit ihren profilierten Rahmungen erinnerten sie jedoch eher an Fenster als an Türen, was die Proportionen des Gesamtensembles beeinträchtigte. Über dem verkröpften Gesims bildete eine klassische, von Putten belebte Balustrade den oberen Abschluss.

Im Inneren – davon kann man sich heute glücklicherweise noch mit eigenen Augen im Museum für Kunst und Gewerbe überzeugen – entfaltete der Raum eine Atmosphäre höfischer Eleganz. Der Saal öffnete sich mit drei hohen Doppeltüren auf den Garten, der an dieser Stelle – dem architektonischen Stil entsprechend – den Charakter eines französischen formalen Gartens hatte. Gegenüber antworteten den Türöffnungen drei große, entsprechend dimensionierte Spiegelfelder, durch welche die Natur, im Prinzip wie im Versailler Spiegelsaal, in den Raum hineingezogen wurde. Auch die üppige weiß-goldene Innenausstattung lehnte sich an französische Vorbilder an. Stilistisch mischten sich hier Rokoko und Klassizismus. Wo im Äußeren die dorische Ordnung noch den schlichteren Auftaktakzent setzte, erzeugten innen kannelierte, teilvergoldete ionische Halbsäulen mit Entasis eine festliche Atmosphäre. Zwischen ihnen setzten sechsarmige Leuchter, Reliefs mit Musikinstrumenten und Blumen klassische Akzente. Goldene Ranken, Fruchtgirlanden und Ornamentbänder überzogen in geordneter Formation Wände und Decken. Eine technische Novität verbarg sich in den Ecken der gewölbten Decke, wo blütenbesetzte Gitter die automatische Belüftung kaschierten. Gipsreliefs in den Lünettenfeldern imitierten Marmor und präsentierten bewegte Szenen mit dem Thema der Vier Jahreszeiten.



Spiegelsaal des Budge-Palais, Außenansicht, Fotografie, o. J.



Einbau des Spiegelsaals in das Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Fotografie, 1987

In den floralen Dekorationselementen und den allegorischen Darstellungen von Jahreszeiten und Musen in den Bogenfeldern unter der Decke ist auf die Gartenlandschaft Bezug genommen, die sich vor dem Pavillon erstreckte. Der für den Historismus charakteristische Stilpluralismus erfuhr seinen besonderen Reiz durch die klassische Strenge der Villen-Architektur in Verbindung mit einer spielerisch anmutenden Innenraumdekoration.⁴³

Die gesamte Dekoration stammte von der Pariser Dekorationsfirma Alavoine & Cie. Volker Konerding beurteilt sie als »serielle, im Versandhandel erworbene Massenware späthistorischer Prägung ohne allzu künstlerische Bedeutung«. ⁴⁴ Doch Alavoine & Cie. war zumindest in Emmas Augen nicht irgendein Ausstatter – das renommierte, für seine eleganten, historische französische Stilformen kopierenden Interieurs bekannte Pariser Unternehmen führte eine Dependance in New York, wo unter anderem die Familie Vanderbilt zu ihren Kunden zählte.

Die Frage, warum man zu einem Zeitpunkt, in dem Jugendstil und Reformarchitektur bereits in Hamburg Einzug gehalten hatten, zudem Fritz Schumacher als neuer Oberbaudirektor bereits sehr andere, moderne Akzente gesetzt hatte, noch in einem inzwischen als überholt angesehenen Stil baute, ist berechtigt. Sie beantwortet sich jedoch sogleich mit einem Blick auf die Persönlichkeit der Auftraggeberin – und auf den gesellschaftlichen Rahmen, in dem sie sich bewegte. Er kann vielleicht eingeschätzt werden mit Blick auf vergleichbare Objekte. Selbst im – aus Emmas Sicht – begrenzten Hamburger Ambiente gab es noch mehrere andere solcher besonderen Anlässen vorbehaltenen Räume – am Schwanenwik 38 beispielweise. Hier hatte der Hamburger Kaufmann Adolph von Pein eine 1865 erbaute Villa erworben und dem Zeitgeschmack entsprechend umbauen lassen; 1889 kam auf der Rückseite des Gebäudes dann ein rechteckiger Festsaal dazu.

[Die] aufwendige architektonische Gestaltung des Saales mit einer in Renaissanceformen kassettierten Decke mit breiter stuckierter Hohlkehle, einem Deckenbild, das einen Reigen von Amoretten in luftigen Wolken darstellt, und mit Pfeilern und Säulen in Stuckmarmor als Wandgliederung macht den Anspruch auf festliche Repräsentation deutlich.⁴⁵



Spiegelsaal (heute im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg),
Fotografie, o. J.

Natürlich konnte man hier nicht nur gepflegt speisen, sondern auch tanzen! Budes dürften den Saal so allerdings kaum noch genutzt haben – ab 1908 wurde hier Heilgymnastik und experimenteller Tanz betrieben. Seine Atmosphäre kann man jedoch noch immer auf sich wirken lassen – heute befindet sich hier das Café des Literaturhauses.

Zehn Jahre vor Budes hatte sich der Kaufmann Hermann Friedrich Meßtorf einen – allerdings neobarocken – Gartensaal bauen lassen, in dem die den Fenstern gegenüber liegenden Wandfelder ganz ähnlich wie später im Budge-Palais verspiegelt wurden. Und auch hier bildete der Saal die Krönung eines schlossartig erweiterten, repräsentativen Anwesens, mit dem Meßtorfs zumindest für einen Moment lang die konkurrierenden Familiensitze aus dem Feld geschlagen haben dürften.⁴⁶ Säle also gab es mehr – und ihre Dekorationsformen orientierten sich an eher konventionellen Stilvorgaben, die, wie auch bei Budes, als »royal« bezeichnet werden konnten, allerdings von ihrem Saal in jeder Hinsicht übertroffen wurden. Ein Detail jedoch fiel im Budge-Palais vollkommen aus dem Rahmen: Auf dem Kranzgesims des Spiegelsaals sitzen vier Adler. Freiplastisch, wie in einer Momentaufnahme gegeben, bewachen sie mit aufgespannten Flügeln, ausgefahrenen Krallen und geöffneten Schnäbeln die Raumecken. Natürlich könnten es einfach »Wappentiere« sein. Aber mit ihnen bricht ein stark naturalistisches Element in die Welt der klassischen Kultur so deutlich ein, dass man nach ihrer Bedeutung fragen muss; zuweilen sind sie sogar als spätere Zutat aus nationalsozialistischer Zeit eingeschätzt worden. Konerding hat im Zuge seiner denkmalpflegerischen Untersuchung des Saales jedoch zweifelsfrei feststellen können, dass die Adler zum Originalbestand gehören, denn: »Es handelt sich tatsächlich um den amerikanischen Seeadler, das Wappentier der Vereinigten Staaten, das auch auf den Goldmünzen der USA dargestellt ist.«⁴⁷ Die Adlerskulpturen verraten sehr deutlich eine lebenslange Verbundenheit beider Budes zu einem Land, das ihnen einen so üppigen Lebensstil erst ermöglicht hatte – und dessen Staatsbürger sie waren und blieben. However, möchte man mit Budes sagen – der Spiegelsaal entwickelte sich zu einem Mittelpunkt des Hamburger Gesellschafts- und Musiklebens; hier wurden Bälle und Wohltätigkeitsveranstaltungen, vor allem aber Konzerte veranstaltet: »Enrico Caruso hat bei ihnen gesungen. Paul Hindemith mit seinem Quartett war bei ihnen zu Gast. Oder auch Frau Metzger-Lattermann,

die ›mit ihrer herrlichen Altstimme‹ dort am 9. März 1913 Schuberts ›Der Tod und das Mädchen‹ sang.«⁴⁸ Der eingeladene Bankier von Berenberg-Gossler zeigte sich in seinem Tagebuch aber auch begeistert vom Ambiente: »Herrlicher Saal, Styl Louis XIV., auf der Bühne wunderschöner Gobelin.«⁴⁹

Eine Stiftung für Wetzlar

»Zedaka« – Wohltätigkeit – ist ein jüdisches Gebot. Ob arm, ob reich – Juden sind verpflichtet, von dem abzugeben, was Gott ihnen anvertraut hat, und sie werden schon im Kindesalter dazu angehalten, mit anderen zu teilen. Bei »Zedaka« geht es weniger um persönliche Großzügigkeit als um ein solidarisches Verhalten zur Herstellung einer gerechteren, besseren Welt. Auch für Budes war »Zedaka« selbstverständliche Praxis. Bereits in den USA hatten sie sich als aktive und freigebige Förderer erwiesen, und in Deutschland setzten sie diese Aktivitäten in noch gesteigerter Form fort.⁵⁰ 1902 richtete Henry in Wetzlar eine wohltätige Stiftung ein. Anlass war der 100. Geburtstag seines verstorbenen Vaters Moritz. Mit der Abwicklung betraute Henry seinen Schwager Emil Rothbarth; in dessen Brief an den Wetzlarer Bürgermeister heißt es:

Derselbe [d. h. Henry Budge, K. M.] beauftragte mich anlässlich des 100-jährigen Geburtstages seines sel. Vaters Moritz Budge zu dessen ehrendem Andenken am 15. April dieses Jahres 500 Mark an dortige christliche Armen [sic] zu verteilen und indem ich Ihnen diesen Betrag anbei übersende, erlaube ich mir, Sie höflichst zu ersuchen, die Vertheilung am 15. April vornehmen zu lassen. Derselbe Betrag ging an den dortigen Vorstand der israelitischen Gemeinde zur Vertheilung an israelitische Arme. – Herr Budge beabsichtigt ferner, in Wetzlar eine Stiftung von 10.000 RM zu errichten. Die Stiftung soll lauten: Henry Budge Stiftung in Wetzlar, errichtet von Henry Budge am 15. April 1902 zum 100-jährigen Geburtstage seines geliebten unvergesslichen Vaters Moritz Budge zu dessen ehrendem Andenken. – Die aus dieser Stiftung fließenden Zinsen sollen alljährlich am 15. April zur einen Hälfte an christliche und zur anderen an israelitische Arme verteilt werden.⁵¹

Bereits diese Stiftung bedachte also Juden und Christen gleichermaßen – ein Motiv, das sich als roter Faden durch sämtliche mäzenatische Aktivitäten Henry Budes zieht. Es illustriert aufs Deutlichste die dahinter stehende Hoffnung auf vollständige Akkulturation, auf eine Nivellierung religiöser Differenzen und – das zeigt die Begünstigung der Stadt Wetzlar und später der Stadt Frankfurt – auf ein selbstverständliches, gemeinschaftliches Leben an einem Ort, an den man hingehört. Wetzlar blieb im Wohltätigkeits-Fokus der Budes ein zentraler Ort: 1909 konnte hier ein abgebranntes Kinderheim neu errichtet und 1928 im nahegelegenen Albshausen ein Kindererholungsheim gebaut werden, für das auch nach Henrys Tod weiter gesorgt werden sollte. Wie der »Wetzlarer Anzeiger« am 14. November 1930 unter der Überschrift »Eine Wohltäterin unserer Stadt. Die Stifterin besucht das Kinderheim Albshausen« berichtete, war Emma Budge an diesem Tag im Städtischen Kindererholungsheim zu Besuch:

Sie kam zu den Kindern als ein wahrer Knecht Ruprecht: Bälle, Spielsachen aller Art und Schokolade entlud sie großen Taschen und erweckte bei der Kindergruppe unendlichen Jubel. Sie wurde von den Lehrern und Leitern ebenso wie von den Vertretern der Stadt begrüßt, und der Beigeordnete Dr. Bangert forderte sie auf, bald wiederzukommen. Mit ihrer hochherzigen Stiftung habe sie und ihr Gatte sich in den Herzen der Wetzlarer Bevölkerung und insbesondere der Kinderwelt ein ewiges Denkmal gesetzt. – Die Einrichtung des schönen Heimes fand allgemeine Anerkennung, und Frau Budge fuhr nach Überreichung eines mit den Stadtfarben geschmückten Blumenstraußes und unter dem Winken der Kinder gegen halb vier nach Frankfurt zurück.⁵²

Emmas Sammlung

Justus Brinckmann als heimlicher Kurator

1903 war die endgültige Übersiedelung nach Hamburg erfolgt – wobei »Übersiedelung« keineswegs bedeutete, dass man den größten Teil des Jahres am Alsterufer verbrachte. Amsterdam, Zürich, Bad Ragaz, Lugano – Budes konnten es sich leisten, im regelmäßigen Turnus die Klimazonen und die Grandhotels zu wechseln. Doch auch Henrys Heimatstadt Frankfurt mit den dort lebenden Verwandten war fester Bestandteil des Reiseprogramms. »Bei ihren vielen Reisen war es für die Budes ein Gesetz, jedes Jahr nach Frankfurt zu kommen, wo Henry seine Schwester Franziska, verehelichte Rothbarth, und die vielen übrigen Verwandten besuchte.«⁵³ Was aber machte man während der Hamburgaufenthalte, womit verbrachte man – wenn man nicht gerade mit dem Hausarchitekten neue Ausbaupläne besprach – seine Zeit als wohl situierte Gattin in ihren späten 40er-Jahren? Das Repertoire der bewährten Freizeitaktivitäten bestand auch in Hamburg aus Einladungen, Besuchen, Besichtigungen, Einkäufen, Bällen und Dinners, Opern- und Liebhaberaufführungen. Henry und Emma – und besonders Emma – genügte das nicht. Sie begannen mit dem Aufbau einer Sammlung. Die Beschäftigung mit Kunst versprach, das ist heute nicht anders, Prestigegewinn. Und nicht nur das: Man schuf sich ein Denkmal, man hinterließ »etwas Bleibendes«. Gegenstand der Sammlung war das Kunstgewerbe: Tapisserien, Trinkgefäße, Kleinplastiken, Kissen, Schatzkunst, Möbel, Teppiche, Dosen, Kupferstiche und vor allem Porzellan. Zum Inspirator und engen Berater wurde der Gründer und damalige Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe, Justus Brinckmann. Ob Emmas Sammelleidenschaft schon in den USA erwacht war, wissen wir nicht – aber sicher ist, dass sie bald nach ihrem Umzug in die

Hansestadt beträchtliche Energie und ebenso beträchtliche Geldmittel in den Aufbau ihrer Kollektion steckte. Die weitaus meisten Stücke erwarb man über das jüdische Auktionshaus Jakob (Isaac) Rosenbaum in Frankfurt. Sicher spielten hier die engen Verbindungen Henrys, vielleicht sogar alte Geschäftsbeziehungen eine Rolle. Dass der Aufbau der Kollektion unter systematischen Gesichtspunkten betrieben wurde, verrät ein Blick auf den Boden der Objekte: Jeder Gegenstand wurde mit einem eigenen runden Sammlungsetikett versehen, auf dem mit weißen Buchstaben auf blauem Grund »Sammlung H. E. B.« zu lesen war; die Mitte bot Platz für eine handschriftlich eingesetzte Inventarnummer.

Spiritus Rector für den Aufbau dieser eindrucksvollen Kollektion war Justus Brinckmann (1843-1915), der Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe. Sohn eines angesehenen Hamburger Rechtsanwalts und selbst von Hause aus Jurist, hatte Brinckmann schon zu Studienzeiten das damals innovative Österreichische Museum für Kunst und Industrie und dessen Begründer Rudolf Eitelberger kennengelernt und die Idee entwickelt, etwas Vergleichbares auch in Hamburg auf die Beine zu stellen. Gewerbe – Handwerk – und dessen Förderung wurde zu seiner großen Leidenschaft. Als Sachverständiger für das Gewerbewesen mehrerer Weltausstellungen und als Kunstreferent des »Hamburgischen Correspondenten« baute er diese weiter aus, bis er schließlich 1877 mit Unterstützung der Patriotischen Gesellschaft und einem recht bescheidenen Grundstock an Objekten das Museum für Kunst und Gewerbe im heutigen Gebäude am Steintorplatz etablierte. Der damit verfolgte Zweck war, analog zu Wien, ein praktischer, der sich gut in das pragmatische Gefüge einer Kaufmannsstadt integrieren ließ: Geschmacksbildung und die Hebung des künstlerischen Niveaus des Handwerks. Brinckmanns großes Vorbild war natürlich das 1852 in London eingeweihte Victoria and Albert Museum.

Er erwies sich in der Folgezeit als überaus erfolgreicher Spendensammler, der regelrechte Jünger hatte. Ganz besonders Emma scheint er mit seiner Begeisterung für den Aufbau einer Kunstgewerbesammlung von Rang so angesteckt zu haben, dass er – und nach seinem Tod sein Nachfolger Max Sauerlandt – zu ihrem unmittelbaren Berater wurde.

Brinckmann und das Porzellan

Den deutlichen Schwerpunkt der Sammlung Budge bildete das Porzellan. Dieser Schwerpunkt war auch Brinckmanns hauptsächliches Sammelgebiet. Er hatte sich von Anfang an ganz besonders für Porzellane interessiert – und das in einem Moment, als Porzellan als Sammelgebiet noch gar nicht en vogue war. In der Folgezeit entdeckten andere Museen und Privatsammler ebenfalls das »weiße Gold« – einer der Gründe für das aufkommende regelrechte Porzellanfieber lag in dem Umstand, dass es (für Europa) auf deutschem Boden, nämlich in Meißen, erfunden worden war. Porzellan wurde damit ein »nationales« Kulturgut, es wurde Teil des nationalen Narrativs.

Brinckmanns Sammlung sollte sich durch eine größtmögliche thematische Breite auszeichnen, da er so die schrittweise Entwicklung der Formen und Dekorationsweisen aufzeigen konnte – »die Nachahmung chinesischer und japanischer Vorbilder, die Übernahme europäischer Barockformen oder die Auflösung der Formen durch das Vordringen der Rocaille«. ⁵⁴ Zwar zählte seine Porzellanabteilung zu den bedeutendsten Deutschlands, aber die Auktionspreise waren durch das gesteigerte Interesse stark angestiegen, Brinckmanns Kollektion hatte Lücken. »So fehlten in der Sammlung wichtige Stücke aus Frankenthal, Fürstenberg, Ludwigsburg und vor allem aus Meißen. Den Mangel an



Pierre Reymond, Teller mit Szenen aus der Argonautensage, 1567-1768, Emaillé, Limoges, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Topf, 1100-1399, Steinzeug, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

Skulpturen oder Tierdarstellungen aus dieser Manufaktur dürfte Brinckmann als besonders schmerzlich empfunden haben.«⁵⁵

Diese Lücken ließen sich durch private Sammler füllen. Brinckmann wurde zum Ratgeber nicht nur für Emma Budge, sondern ebenso für andere Hamburger Sammler wie den Kaufmann Eduard L. Behrens, die Ehepaare Otto und Magdalena Blohm sowie Jonathan Heinrich Hansing und seine Frau.⁵⁶ Das Ehepaar Behrens spezialisierte sich auf Berliner Porzellan und übereignete seine Sammlung 1922 dem Museum für Kunst und Gewerbe. Blohms – die wie Budes am Harvestehuder Weg wohnten – hatten eine Leidenschaft für frühes Meissen entwickelt.⁵⁷ Und auch Budes sammelten gezielt, um Brinckmanns Kollektion auf hohem Niveau zu komplettieren.

Emmas Sammlung

Einen bedeutenden Schwerpunkt der Sammlung Budge bildeten Objekte der Manufaktur Meissen. Neben 13 Positionen Geschirr und 20 Tierfiguren erwarb Emma Budge 99 menschliche Einzelfiguren und Figurengruppen. Als herausragendes, singuläres Stück wird noch heute eine Figur aus Böttgersteinzeug gewürdigt – jenem ersten, von dem Alchimisten Johann Friedrich Böttger im kurzen Zeitraum 1710 bis 1720 zusammen mit Ehrenfried Walther von Tschirnhaus entwickelten rotbraunen Feinsteinzeug, das dem eigentlichen weißen Porzellan voranging. Die »Statuette eines Feldherrn« stellt vermutlich den hier noch sehr jungen Kurprinzen Friedrich August II., den Sohn August des Starken und späteren König August III., dar. Die auch technisch ambitionierte, monochrome Figur zeigt den jungen Kurprinzen in einer kontrastreichen Herrscherpose, mit einem der Zukunft entgegengehobenen Gesicht und weit aus der Silhouette heraustretenden Feldherrnstab.

Auch diverse Entwürfe des berühmtesten der Meißener Modelleure, Johann Joachim Kaendler (1706-1775), konnte Emma für ihre Kollektion erwerben. Kaendler arbeitete nicht mehr nur nach Kupferstichvorlagen, sondern darüber hinaus nach eigenen Naturstudien – was seinen Tierplastiken eine staunenswerte Naturtreue und seinen Menschenfiguren eine unerreichte Eleganz verlieh. Emma besaß seine »Reifrockgruppe«, den »Harlekin mit Affen als Drehleier«, einen »Schlachter« aus seiner Handwerker-Serie, acht seiner italienischen Komödianten, die auf Bestellung Friedrich des Großen gefertigte Gruppe des Apoll mit den neun Musen, die »Cris de Paris« und einige seiner hochgeschätzten Tierplastiken. Als weitere Glanzstücke galten ein von Kaendlers Vorgänger Johann Gottlieb Kirchner modellierter Harlekin sowie zwei pagodenförmige Räuchergefäße aus der Hand von Johann Friedrich Eberlein, denen zwei »räuchernde« Chinesen des Nymphenburger Modellmeisters Franz Anton Bustelli als Entsprechung dienten. Eine Fülle von thematischen Pendants, die etwa der Höchster, der Fürstenberger, der Ludwigsburger, der Fuldaer, der Frankenthaler Manufaktur entstammten, erlaubten nicht nur direkte motivische und stilistische Vergleiche, sondern entfalteten insgesamt auch ein einzigartiges Panorama der im deutschsprachigen Raum erblühten Porzellankultur. Insgesamt umfasste Emmas Sammlung zum Zeitpunkt ihres Todes mehr als 400 keramische

Einzelstücke. All diese meisterhaften Kleinplastiken, diese munteren Vertreter des Rokoko mit ihren heiteren Themen, delikaten Farben, diese Komödianten und Chinesen, Liebespaare und Musikanten, Putti und Tiere repräsentierten eine – höfische – Welt, die man in der Hansestadt eigentlich nicht kannte, die hier nicht verwurzelt war. Das gesteigerte Interesse des Museums für Kunst und Gewerbe am Porzellan zeigt, dass es der Vorstellung Brinckmanns von einer Lehr- und Mustersammlung für das ortsansässige Handwerk längst entwachsen war und Anschluss suchte an die großen Häuser in London und Wien.

Ein Porzellan-Palais für Hamburg

»Durch ihren regen Kontakt mit führenden Personen des kulturellen Bereichs in Hamburg konnten die Budes von fachkundiger Hilfe beim Aufbau ihrer Sammlung profitieren.«⁸ Besonders eng arbeitete Emma Budge mit dem seit 1919 amtierenden Direktor Max Sauerlandt (1880-1934) zusammen. Es war ein für beide Seiten nützliches Geben und Nehmen, denn als Gegenleistung finanzierte das Ehepaar Budge dem Museum für Kunst und Gewerbe zahlreiche Ankäufe. Und nicht nur das: Sie überließen dem Museum einige Objekte als Geschenk. Noch heute im Museumsbestand befinden sich eine Rokokoterrine der Manufaktur Meissen, zwei kleine Elfenbeinobjekte, eine Perlenstickerei aus dem 17. Jahrhundert und ein Schellenbecher aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Sauerlandt wird von Anfang an Emmas Vertrauen genossen haben, hatte er doch bis 1908 als dessen Assistent mit Justus Brinckmann zusammengearbeitet, bevor er Leiter des Städtischen Museums für Kunst und Kunstgewerbe in Halle/S. wurde. 1915, nach Brinckmanns Tod, wurde er zum Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe ernannt, konnte sich aber erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges dieser Aufgabe widmen. Sauerlandts Herz schlug vor allem für junge Kunst, für die Expressionisten, das Bauhaus. Er erweiterte die Hamburger Sammlung gezielt in Richtung zeitgenössische Kunst, erwarb unter anderem Werke von Otto Freundlich, Ernst Ludwig Kirchner, Moissej Kogan, Emil Nolde, Karl Schmidt-Rottluff und Gustav Heinrich Wolff. Dass er sich auch als aktiver Förderer von jungen,

unbekannten Künstlern verstand, wird bei Budgets auf wenig Interesse gestoßen sein. Aber Sauerlandt entwickelte für die Hamburger Museumslandschaft insgesamt eine Vision. Erster Baustein seiner Strategie war die 1921 erfolgte Gründung der Justus Brinckmann Gesellschaft. Von den Beiträgen der Mitglieder konnten neue Ankäufe getätigt werden; natürlich trat das dem Museum schon so lange verbundene Ehepaar Budge diesem Freundeskreis bei. Das wird den Direktor gefreut haben – denn in der Zwischenzeit hatte sich das Verhältnis der kapitalkräftigen Sammler zur Hansestadt



Schellenbecher, 1550-1600, Silber, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Terrine, 1801-1899, Porzellan, Manufaktur Meissen, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

Hamburg eingetrübt: Nach dem Ersten Weltkrieg hatten sich auch in Hamburg mit der Novemberrevolution und der zeitweiligen Regierungsübernahme durch einen Arbeiter- und Matrosenrat die politischen Verhältnisse derart radikal verändert, dass Budge das Vertrauen in die politische und kulturpolitische Stabilität des hamburgischen Staates verloren hatten. Die ursprüngliche testamentarische Bestimmung, nach der ihr gesamter Kunstbesitz samt Haus und einigem Kapital an Hamburg gegangen wäre, war wieder aufgehoben worden.⁵⁹

Aus dieser Lage heraus entwickelte Sauerlandt im Lauf der 1920er-Jahre einen großartigen Plan – einen Plan, in dem Emmas Sammlung eine prominente Rolle zugeordnet war. Auslöser war die räumliche Situation des Museums für Kunst und Gewerbe und vor allem seine ungünstige Lage unmittelbar an den Eisenbahnschienen. Sauerlandt versuchte, den ihm wohlgesonnenen Senator Paul de Chapeaurouge, damals Präses der Hochschulbehörde, von einem aus heutiger Sicht utopisch erscheinenden Gesamtkonzept zu überzeugen. Danach sollten sowohl das Museum für Kunst und Gewerbe als auch die Kunsthalle einen Neubau erhalten. Als Standorte waren die kurz zuvor aufgelösten Friedhöfe am Dammtor im Gespräch – heute befinden sich hier die Messehallen. Alternativ favorisierte er ein freies Areal auf dem westlichen Alsterufer. Welch glücklicher Zufall: Das in Frage kommende Grundstück lag direkt neben Budge weitläufigem Parkareal. Sauerlandts Argument: Hier sei man weit genug entfernt von der störenden Eisenbahn, dagegen nah genug an anderen bedeutenden Kulturinstitutionen wie der Universität, dem Museum für Völkerkunde, dem Museum für Hamburgische Geschichte.⁶⁰ Und – dies war der entscheidende Gedanke: »Zudem würde damit das neue Museumsgebäude in unmittelbarer Nähe zum Anwesen des Ehepaars Budge errichtet werden, das eine der großartigsten Privatsammlungen Hamburgs besaß.«⁶¹ Wenn man hier nun, so Sauerlandts Vision, einen Museumsneubau installieren würde, dann könnte dies Emma Budge möglicherweise dazu bewegen, ihre Zurückhaltung aufzugeben und ihr Testament erneut zugunsten des hamburgischen Staates zu ändern. Ihre Villa ließe sich unmittelbar an das neu zu errichtende Museumsgebäude anschließen, die Sammlungen würden sich wunderbar ergänzen und Hamburg bekäme – eine verlockende Idee – ein eigenes »Porzellan-Palais«.

Sauerlandts Epochen(t)räume

Sauerlandt ging jedoch noch weiter: Sein Ziel war es, die im Museum präsentierten Einzelobjekte in weite kulturhistorische Horizonte einzubinden. Dafür erschien ihm eine – zumindest punktuelle – Verschmelzung des Museums für Kunst und Gewerbe mit der Hamburger Kunsthalle notwendig.

In seinen Augen ließen sich etwa die niederländischen Gemälde der Kunsthalle mit der Sammlung holländischer Kunstwerke seines Museums, die Gemälde des 18. Jahrhunderts der Kunsthalle aufs Vortrefflichste mit dem Sammlungsbesitz des Museums für Kunst und Gewerbe aus der gleichen Epoche verbinden.⁶²

Sauerlandt griff damit ein Konzept auf, das seit der Jahrhundertwende der Direktor der Staatlichen Museen zu Berlin, Wilhelm von Bode, für das Kaiser-Friedrich-Museum entwickelt und realisiert hatte. Tatsächlich war die Einrichtung von »Stilräumen«, in denen Skulpturen, Gemälde, Möbel und kunstgewerbliche Objekte gemeinsam ausgestellt und zu Epochendarstellungen verbunden wurden, damals ausgesprochen populär. Mit diesem Entwurf hatte Bode, der »Bismarck der Berliner Museen«, eine museumspädagogisch revolutionäre Idee umgesetzt: Nicht mehr das einzelne herausragende Objekt und sein Schöpfer standen jetzt im Fokus der Aufmerksamkeit, sondern die Geschichte selbst. Das Publikum sollte vollständig eintauchen in eine historische Epoche. Senator de Chapeaurouge zeigte zwar durchaus Sympathie für Sauerlandts Museumspläne – aber sie wurden angesichts der eklatanten Finanznot des hamburgischen Staates erst einmal weit zurückgestellt.

Emmas Sammlung spiegelt, so darf man im Rückblick schließen, exakt dieses Konzept. Neben dem Schwerpunkt Porzellan enthielt sie zahlreiche Gegenstände, deren Erwerb man sich nur dadurch erklären kann, dass sie Sauerlandts Plan der historischen Syntheseräume unterstützen sollten: italienische, französische, niederländische Skulpturen etwa, mit Darstellungen mythologischer Figuren wie Bacchus oder Amor oder den Vier Jahreszeiten. Ein erkennbares Interesse an gerade Dresdener Künstlern zeigt, wie deren Plastiken die gleichzeitigen Meissener Porzellanentwürfe hätten ergänzen sollen. Überhaupt bildeten

Skulpturen einen besonderen Sammlungsschwerpunkt: deutsche, niederländische, französische, italienische Objekte aus Holz, Elfenbein und Bronze – darunter auch Motive wie ein stehender Christusknabe aus dem 15. Jahrhundert sowie eine Maria mit Kind, die im 17. Jahrhundert in den Niederlanden gefertigt worden war. Allegorien, Tierplastiken und mehrere Kopien nach berühmten Vorbildern, beispielsweise der »Diana« von Jean-Antoine Houdon, rundeten das Gesamtensemble ab. Sessel und Tische, Kleingeräte wie Tischuhren, Kaminböcke, Tischleuchter, Silberobjekte, auch Textilien und Fächer waren dazu geeignet, die angestrebte historische Stilillusion zu vervollkommen. Dazu kamen Tapisseries, eine bis dahin im Museum für Kunst und Gewerbe vernachlässigte Gattung, die 1927 mit einem niederdeutschen, die Geschichte von David und Bathseba illustrierenden Exemplar – einer Schenkung von Henry und Emma Budge – einen bedeutenden Zuwachs erhielt.⁶³

An den Wänden schließlich wären Gemälde britischer und französischer Meister wie Jean-Baptiste Camille Corot, Jean-Baptiste Greuze, Henry Raeburn, Jean-Marc Nattier und Joshua Reynolds sowie eine beträchtliche Zahl von britischen, französischen und italienischen Farbstichen zur Geltung gekommen: Ihre Motive spiegelten vorwiegend die heitere Welt des 18. Jahrhunderts. Vorherrschend waren Kinder- und Schäferszenen, Mädchen mit Blumensträußen, junge Frauen in Spitzenkleidern, Porträts, Teeszenen, Angler, Jäger. Einer dieser Stiche lässt noch heute ahnen, wie sehr sich Emma mit dieser – insgesamt deutlich weiblich konnotierten – Sammlung identifiziert haben muss: Er zeigt das Liebespaar »Henry and Emma« – und damit eine Illustration zu dem 1709 von Matthew Prior verfassten, noch heute mit Genuss zu lesenden Liebesgedicht gleichen Titels. Dieses Gedicht war in Großbritannien so populär, dass Jane Austen noch in ihrem 1817 erschienenen Roman »Persuasion« (Überredung) auf die »Gefühle einer Emma zu ihrem Henry« anspielen konnte.



Wandteppich mit der Darstellung von David und Bathseba, 1544,
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

Sozialfürsorge und Bildungsprojekte

Anschubfinanzierung für die Universitäten in Hamburg und Frankfurt

Während Emma sich mit ihrer Sammlung und dem neu erbauten »Spiegelsaal« auf das gesellschaftliche und kulturelle Leben konzentrierte, öffnete Henry zur selben Zeit seine Geldbörse für ein Bildungsprojekt – die Gründung einer Universität. 1907 war auf Initiative Werner von Melles und unter aktiver Beteiligung von Moritz Warburg die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung gegründet worden, die nun Förderer suchte für die Installation einer Hochschule in einer Kaufmannsstadt, in der man die Notwendigkeit zu intensiverer intellektueller Betätigung nicht so recht einsah. Im Vorgriff darauf bemühte man sich um den Ausbau des »Allgemeinen Vorlesungswesens«, dessen anspruchsvolle Vorlesungsreihen jedermann offenstanden. Der aus einer ursprünglich jüdischen, Mitte des 19. Jahrhunderts zum christlichen Glauben übergetretenen Familie stammende Milliardär Alfred Beit, der sein Vermögen im Diamantenhandel gemacht hatte, stiftete die enorme Summe von zwei Millionen Mark. Der zweithöchste Betrag – 250.000 Mark – kam von Moritz Warburg und Söhnen. Henry Budge überwies, so ist es im heute noch erhaltenen Kassenbuch der Stiftung verzeichnet, am 2. Februar 1910 den vergleichsweise bescheidenen Betrag von 25.000 Mark. Am 5. Dezember schoss er noch einmal 2.500 Mark nach; sein Name ist mit denen zahlreicher anderer Stifter auf einer der Ehrentafeln im Hauptgebäude der Universität an der Edmund-Siemers-Allee verzeichnet.

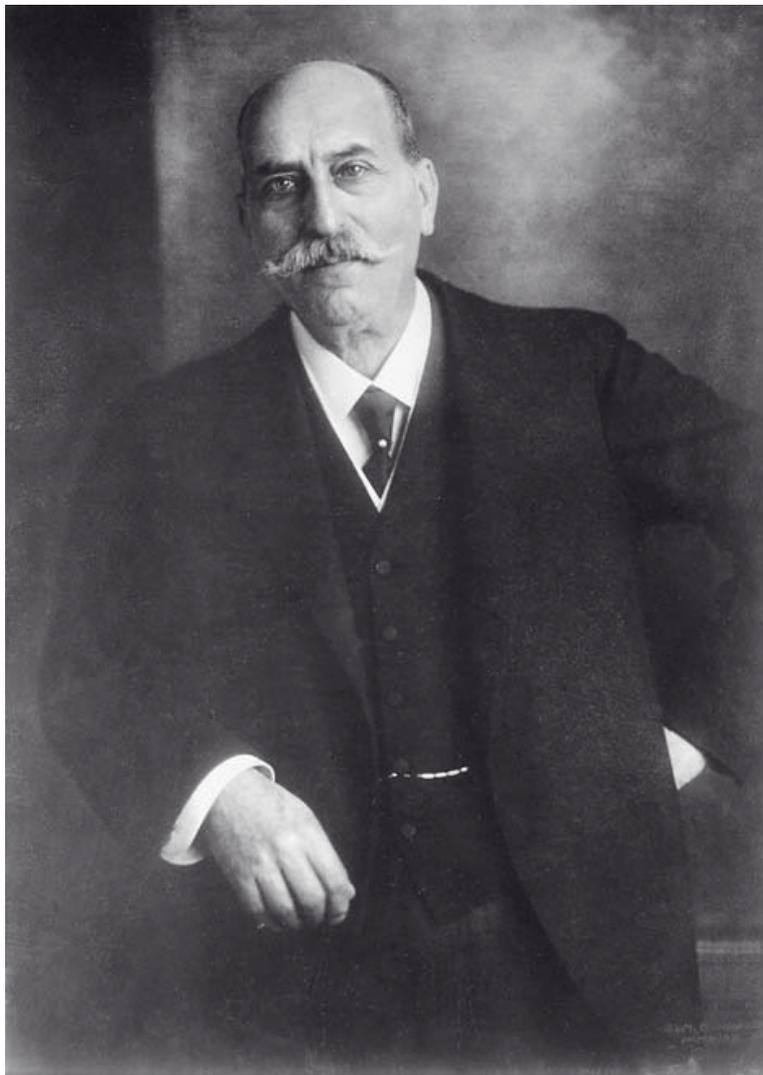
Henrys mäzenatische Prioritäten aber lagen anderswo: Denn 250.000 Mark und damit eine zehnmal höhere Summe stellte er im Jahr 1912 für die Gründung der Frankfurter Universität zur Verfügung. Die Schenkung war vom Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes vermittelt worden, der die Budes in Bad Gastein getroffen hatte.⁶⁴ Auch er war zu

diesem Zeitpunkt noch bestrebt, Stiftungsmittel für die Einrichtung einer Hochschule zusammenzutragen – die 1914 dann tatsächlich gegründet werden konnte, während dies in Hamburg noch einmal bis 1919 dauern sollte ... Die damals »Königliche Universität zu Frankfurt am Main« stützte sich allerdings auf ein ganz anderes institutionelles und pekuniäres Fundament, als das in Hamburg der Fall war. Sie war eine »Bürgeruniversität« und als solche entstanden aus privaten Stiftungen, die aber kommunal gebündelt wurden. Die Mittel stammten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aus dem Kreis jüdischer Donatoren wie etwa den Familien Rothschild, Stern und Speyer sowie dem oben erwähnten Philantropen Charles Hallgarten. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand in Frankfurt mit der »Dr. Senckenbergschen Stiftung« und den auf ihrem Gelände angesiedelten Instituten so etwas wie ein naturwissenschaftlich-medizinischer Campus, der zusammen mit weiteren Institutionen das Fundament bildete für die spätere Universitätsgründung.

»Our Crowd« also auch hier? Henry Budge spielte im Reigen der führenden »German-Jewish families«, der jüdischen »Aristokratie« New Yorks, der Loebes, Schiffs, Warburgs, Lehmanns, Guggenheims und Seligmanns zwar, wenn man es aus heutiger Perspektive richtig beurteilt, keine dominante Rolle. Aber er unternahm gezielte Schritte, um als



Die rechte der beiden Marmortafeln im Hauptgebäude der Hamburger Universität mit den Namensinschriften der wichtigsten Geldgeber der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung



Henry Budge, Fotografie, o. J.

Mitglied dieser Gruppe wahrgenommen zu werden. Die Förderung von Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen bedeutete in diesem Kontext nicht nur eine großzügige Zuwendung, sondern war auch eine akkulturationsfördernde Maßnahme. Do ut des: Im Gegenzug legte Henry Wert darauf, im »Großen Rat« der Universität Frankfurt vertreten zu sein. Das sahen die Statuten jedoch ausschließlich für denjenigen vor, dessen Stiftungssumme – wie Oberbürgermeister Franz Adickes anklingen ließ – die 500.000 Mark überschritt. So wurde Henry zunächst »nur« in das Kuratorium gewählt. Am 29. September 1923, wohl, nachdem er die Stiftungssumme noch einmal erhöht hatte, war sein Ziel erreicht.

Der Verlauf des Ersten Weltkrieges hatte Henry und Emma in einen Loyalitätskonflikt versetzt. Ob sie ihre Entscheidung für Deutschland, für Hamburg bereut haben? Jedenfalls fühlten sie sich nicht nur als »halbe Amerikaner«, besaßen sie doch auch die US-amerikanische Staatsbürgerschaft. Als die USA 1917 Deutschland formell den Krieg erklärte, verließen Henry und Emma Deutschland. Die kommenden Jahre verbrachten sie nicht in ihrem gerade fertiggestellten, fürstlichen Anwesen am Harvestehuder Weg, sondern in den neutralen Niederlanden und in der Schweiz. Auch nach Kriegsende blieben Henry und Emma einem Hamburg, in dem Kohlenmangel, Lebensmittelknappheit und soziale Unruhen an der Tagesordnung waren, erst einmal fern – so berichtete Cornelius von Berenberg-Gossler, dass er das Ehepaar im Juli 1919 im Palace Hotel in Amsterdam getroffen habe.⁶⁵ 1920 lässt sich ihre Spur bis in das Dolder Hotel in Zürich, in das Grandhotel Bürgenstock am Vierwaldstättersee und das Hotel Quellenhof in Bad Ragaz verfolgen.

Sozialfürsorge für Frankfurter Bedürftige: »Ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses«

Am 20. November 1920 feierte Henry seinen 80. Geburtstag. Begangen wurde er in dem von ihm geschätzten Lugano. Das »freudige Ereignis« war – wieder einmal – Anlass für die Einsetzung einer Stiftung. Die 1920 eingerichtete Stiftung aber sollte Henrys Heimatstadt Frankfurt zugute kommen. In einem Brief an die Stadt benennt er erneut als ein Motiv die Erinnerung an seine Eltern: »Aus Anlass eines freudigen Ereignisses errichte ich zum Andenken an meine geliebten seligen Eltern Moritz und Henriette Budge in Frankfurt eine Stiftung von einer Million Mark.«⁶⁶ Die »Henry und Emma Budge-Stiftung« sollte ihre Einkünfte

[...] zur Unterstützung Hilfsbedürftiger ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses verwenden, sei es zwecks Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach überwundener Krankheit, sei es zum Zweck der Erlernung, der Begründung oder Förderung eines Berufes, oder auch zur Erleichterung ihres laufenden Unterhalts.⁶⁷

Die Geldbeihilfen waren je zur Hälfte Juden und Christen gedacht. Besonders »Damen aus gebildetem Stande« waren zu berücksichtigen. Dem Vorstand der Stiftung sollten – auch das entsprach dem erkennbar auf Assimilation ausgerichteten Denken der Budes – jeweils drei Juden und zwei Christen, drei Männer und zwei Frauen, angehören. Den ersten Vorstand ernannte Henry selbst, der nächste wäre dann durch Zuwahl ergänzt worden.⁶⁸ In den »Frankfurter Nachrichten« erschien aus Anlass des Geburtstages ein mit einem Porträtfoto versehener Artikel, in dem auf die Wohltätigkeit, aber auch auf die Heimatverbundenheit des Jubilars abgehoben wurde:

Der Stifter hat vor ungefähr 60 Jahren Frankfurt verlassen, ohne je wieder seinen ständigen Wohnsitz hier zu nehmen; aber die bei allen Frankfurtern ausgeprägte Liebe zur Vaterstadt ist bei ihm zum besonderen Ausdruck gekommen und er hat sie sich in den vielen Jahren unverändert bewahrt. So gedenkt er an seinem Geburtstag alljährlich der Frankfurter Armen [...].⁶⁹

Die schöne Idee wurde jedoch durch die galoppierende Inflation fast zunichte gemacht. Henry musste mehrfach Beträge in Millionenhöhe nachschießen.

Wie grotesk sich die Inflation für die Stiftung auswirkte, zeigt der Brief vom 7.8.1923 an den Magistrat, worin sich Henry Budge bereit erklärte, dem »jetzigen Kapital von 15 Millionen Reichsmark« einen weiteren Betrag von »zweihundert Dollar hinzuzufügen« (die Akten besagen, dass dies dem Wert von 800.000.000 Mark!! [sic] entsprochen habe).⁷⁰

Als sich die Lage im Oktober 1923 stabilisierte, hatte Henrys Stiftung 70.406 Goldmark zu einem großen Teil an Bedürftige ausgezahlt.

Wie Henry Budge beinahe eine ganze Synagoge gestiftet hätte

Das Jahr 1921 verbrachten Budes fast durchgehend in der Schweiz; es ist von Kuraufenthalten die Rede, was auf eine sich verschlechternde Gesundheitssituation Henrys schließen lässt. Auch verzichtete er nach dem Ersten Weltkrieg auf die bis dahin offenbar regelmäßig unternommenen Besuche in den USA, da er wegen seines hohen Alters vor einer Seereise zurückschreckte. Wie nachdrücklich ihn die dort verbrachten Jahre jedoch geprägt hatten, illustriert eine Anekdote, die sich im autobiografischen Bericht von Jacob Sonderling, 1904 bis 1923 Rabbiner in Hamburg, erhalten hat. Sonderling stand dem 1817 gegründeten »Neuen Israelitischen Tempelverein« vor. Das Tempelgebäude dieser fortschrittlichen Vereinigung, der Wiege des sich von hier aus international verbreitenden Reformjudentums, war 1844 in einem maurisch-neogotischen Stilmix errichtet worden; seine (vernachlässigten) Überreste sind bis heute an Ort und Stelle sichtbar.⁷¹ Vom Reformprogramm kündete schon der sonst unübliche gemeinsame Eingang für Frauen und Männer. Als dieses Gotteshaus zu klein wurde und man in Hamburg in den 1920er-Jahren an die Planung eines neuen Tempels ging, wandte sich Rabbi Sonderling mit der Bitte um Unterstützung an Henry Budge – mit weitreichenden Folgen:

When the Hamburg Temple set out to raise funds for a new building, Mr. Henry Budge, a very rich New York banker who had returned to Europe and lived in Hamburg, had been my first target for a contribution. Budge had asked me how much it was going to cost. We had figured one million marks. I expected him to give us 5,000 or 10,000 marks. »You can have the million«, he said, »under one condition. I would like to have a service like Temple Emanu-El in New York – men and women sitting together, men without hats and without *talesim* (prayer shawls).« – »I have to refuse your generous offer, Herr Budge – we are building a Temple for Hamburg Jewry, not for you.« – Returning to my board, I had offered my resignation as their rabbi. Having refused so generous a gift, I could not, I felt, hold on to my pulpit. My board, however, agreed with me, and in the Hamburg Temple, the cradle of Reform, men and women

Wie Henry Budge beinahe eine ganze Synagoge gestiftet hätte

remained separated up to the last moment. – It took me years to accustom myself of seeing men and women sitting together.⁷²

Der New Yorker Temple Emanu-El («Gott ist mit uns») befand sich zu Budes Zeiten südlich des Central Park an der 5th Avenue/Ecke 43rd Street. Er diente einem ursprünglich von deutschen Einwanderern gegründeten – aus dem Hamburger Tempelverband erwachsenen – Reformjudentum als Kultraum, das sich in vielem den christlich-protestantischen Ritualen angeglichen hatte; so saßen hier die Familien zusammen, Männer beteten ohne Kippa; es gab eine Orgel und gemischten Chorgesang. Es war dieses liberale Judentum, in dem sich, das zeigt der Bericht des Rabbis Sonderling, Budes zuhause fühlten. In Hamburg wurden die Reformen zwischenzeitlich wieder rückgängig gemacht oder abgeschwächt. Dem Tempel in der Poolstraße setzte man 1859 eine orthodoxe Synagoge in den Kohlhöfen an die Seite. Die drohende Spaltung des Hamburger Judentums hatte Heinrich Heine schon 1843, kurz vor Fertigstellung des Poolstraßen-Tempels, in einem seiner spöttischen Gedichte thematisiert:

Die Juden teilen sich wieder ein
In zwei verschiedene Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersetzig,
Sind Demokraten; die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n –
Doch schwör ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewisse Fischchen noch mehr,
Man heißt sie geräucherte Sprotte.⁷³

Der Tempelverband dünnte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus, während die orthodoxen Synagogen einen wesentlich größeren Zulauf verzeichnen konnten. Der größte Teil der jüdischen

Bevölkerung verließ die Neustadt und siedelte sich (nach Aufhebung der Torsperre 1861) im neu erschlossenen Grindelviertel an; 1895 errichtete man in der Beneckestraße (heute durch den Uni-Campus überformt) die Neue Dammtorsynagoge und 1906 die Hauptsynagoge am Bornplatz. In der Poolstraße fand 1931 der letzte Gottesdienst statt, danach diente das Gebäude dem Tempelverband als Magazin; 1937 wurde es verkauft.

Offenbar kamen in der Folgezeit für den Tempelneubau genügend Spenden aus anderen Quellen zusammen – 1931 konnte das von Felix Ascher und Robert Friedmann in einem modernistischen Stil entworfene Gebäude in der Oberstraße eingeweiht werden. Seine Bestimmung erfüllte der 1.200 Plätze fassende, kubische Bau nur kurze Zeit. Bei den Novemberpogromen 1938 wurde er verwüstet und musste danach zwangsverkauft werden; 1953 erwarb der Norddeutsche Rundfunk das Gebäude und wandelte es in ein Konzertstudio um – das noch heute so genutzte »Rolf-Liebermann-Studio«.

Frauen im Fokus: Die Frau Emma Budge-Stiftung

1922 etablierten Budes eine weitere Stiftung. Ihre Zweckbestimmung verrät einiges über die Persönlichkeit der Wohltäterin – denn diesmal war sie selbst die Namensgeberin. Die »Frau Emma Budge-Stiftung«, ebenfalls ausgestattet mit einem Kapital von einer Million Mark, sollte »ihre Einkünfte zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken aller Art zugunsten in Deutschland, vorzugsweise in Hamburg oder Frankfurt am Main, ansässiger Personen oder Institutionen ohne Unterschied der Konfession« verwenden. Wieder lag die Betonung auf den beiden Heimatstädten der Budes – was auch die Suche nach topografischen Wurzeln, nach einem Ort des »Hier gehöre ich eigentlich hin« verrät, die der lange USA-Aufenthalt sicher verstärkt hat. Und wieder war für die Budes die überkonfessionelle Ausrichtung ihrer Stiftung von zentraler Bedeutung. Die Zukunft der Juden in Deutschland sahen sie, das darf man aus diesen Textpassagen schließen, in einem respektvollen, gleichberechtigten Miteinander. Die Stiftungserträge konnten aber auch verwendet werden »für Säuglings- und Kinderpflege, als Beihilfen für Erziehungszwecke und als Beihilfen zur Ausbildung zu einem Berufe

oder Gewerbe oder Förderung in einem Berufe oder Gewerbe für Heranwachsende, wie bereits in einem Berufe oder Gewerbe Stehende [...] sowie zur Erleichterung des Lebensunterhalts vorzugsweise solcher Personen weiblichen Geschlechts, die durch die Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse oder aus anderem Grund in eine bedrängte Lage« geraten waren.⁷⁴ Emma hatte ein Herz für die spezifischen Probleme ihrer in Not geratenen Mitbürgerinnen – und sie sah sehr genau, welche Opfer die infolge des verlorenen Krieges massiv angestiegene Arbeitslosigkeit und Inflation auch in Hamburg forderten. Durch die Seeblockade der Alliierten gab es weder Lebensmittel noch Kohle. Die Bevölkerung hungerte, und in den Wohnungen und Büros herrschte bittere Kälte. Zur sozial ausgerichteten Wohltätigkeitsinitiative gesellte sich ein zweiter Stiftungszweck – er betraf mit der »Förderung deutscher wissenschaftlicher Bestrebungen, die sich mit der Geschichte und den Verhältnissen der Vereinigten Staaten von Amerika befassen«, eine Herzensangelegenheit. Gedacht nämlich war an die Versorgung der Universitäten von Hamburg und Frankfurt mit amerikanischer Literatur.⁷⁵ Beide Hochschulen befanden sich damals ja noch im Aufbau, und beide Städte waren über ihre Kaufmannschaft international ausgerichtet.

Frankfurter Ehrungen

Am 28. April 1924 stellt Henry Budge in einem Brief an den Oberbürgermeister den Betrag von 6000 Goldmark zur Verfügung, wovon 4000 Goldmark dem Kapital zuzuschlagen seien, die verbleibenden 2000 Goldmark jedoch für die wohltätigen Zwecke der Stiftung ausgegeben werden könnten.⁷⁶

Als Anerkennung verlieh die Stadt Frankfurt Henry eine Ehrenplakette, die sogenannte Brückenmedaille. Der 84-jährige Stifter war beeindruckt – am 4. Mai schrieb er einen Dankesbrief an den Oberbürgermeister und den Magistrat seiner »geliebten ehrwürdigen Geburtsstadt«, in dem er verspricht, »für die Zukunft es sich weiter angelegen [sein] zu lassen, viel zum Wohle der leidenden und genesenden Volksgenossen zu tun«. ⁷⁷ Doch die Stadt kannte noch ein weiteres Mittel, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, und auch hiervon machte sie – zum 85. Geburts-

tag Henrys am 20. November 1925 – Gebrauch: Der Magistrat beschloss, nach dem großzügigen Förderer eine Straße zu benennen.⁷⁸ Der so Geehrte zeigte sich über den Beschluss »seiner geliebten Vaterstadt höchst erfreut«, den Namen »meiner Familie, die stets mit ganzem Herzen an ihrer Vaterstadt gehangen hat, bleibend mit derselben (zu verbinden)«. ⁷⁹ Im Stadterweiterungsgebiet also sollte es von nun an eine »Budge-Straße« geben. Nach einigen bürokratischen Verzögerungen wurde im April 1926 – der Geehrte war schließlich schon hochbetagt, und er hatte gerade weitere 10.000 Goldmark für seine Stiftung zur Verfügung gestellt – entschieden, die Beschlussfassung zu beschleunigen. In Aussicht genommen wurde die Gegend südlich der Habsburger Allee. Doch Emma reichte das so nicht: Sie bat den Oberbürgermeister persönlich darum, die Straße nicht nur »Budge-«, sondern »Henry-Budge-Straße« zu nennen – sie sollte am neu zu errichtenden »Budge-Heim« vorbeiführen. So geschah es. Henrys Gesundheitszustand hatte sich allerdings inzwischen so weit verschlechtert, dass er die Straße nicht mehr persönlich in Augenschein nehmen konnte.⁸⁰

Zwei Skulpturen für den Hamburger Stadtpark

Eine der letzten mäzenatischen Aktivitäten Henrys betraf den Hamburger Stadtpark. Dessen Einrichtung war zwar schon 1901 vom Senat beschlossen worden. Aber erst 1910 kam es – unter Mitwirkung des gerade zum Leiter des Hochbauamtes berufenen Fritz Schumacher – zur Entwicklung eines Entwurfs, der sukzessive verwirklicht wurde. 1928 sah der Stadtpark endlich fast so aus, wie Schumacher sich das vorgestellt hatte. Es fehlte nur an der für ihn notwendigen Ausstattung mit Skulpturen. Schumacher wandte sich an private Stifter – und unter ihnen befand sich auch Henry Budge.

Bei den Einzelplanungen war von vornherein auf die Betonung durch Kunstwerke gerechnet, aber diese Kunstwerke nun wirklich zu bekommen, war jedesmal eine besondere Aufgabe, denn alle die Plastiken, die es mir trotz der kargen Zeitlage im Parke aufzustellen gelang, sind Stiftungen privater Gönner. Nur drei konnten aus den Mitteln des Stadtpark-Vereins beschafft werden, die übrigen

Zwei Skulpturen für den Hamburger Stadtpark



Georg Kolbe (1877-1947): »Große Kriechende«, 1926-1927, Kirchheimer Muschelkalk, zweiteilig, Stadtpark Hamburg

sieben mussten einzeln erjagt werden, und jede solche Jagd hat ihre besondere Geschichte. Am schwierigsten gestaltete sie sich bei den beiden Frauenfiguren von Georg Kolbe. Sie verdanken ihr Dasein dem Umstand, dass einem alten gelähmten Millionär ausnahmsweise erlaubt wurde, auf den sonst für Kraftfahrzeuge verbotenen Straßen des Parks seine Morgenausfahrt zu machen. Zum Dank wollte er in der Achse des Wasserturms einen Brunnen stiften. Diesen in jener Achse unerwünschten Aufbau, für den er schon einen Entwurf hatte machen lassen, in zwei große Steinfiguren zu verwandeln, war eine der schwierigsten diplomatischen Aufgaben, die ich durchgemacht habe, zumal da der Künstler dem Spender ein Greuel war. Aber es half kein

Widerstreben, und das mühevoll Ringen wurde mir durch die schöne und verständnisvolle Zusammenarbeit mit Kolbe belohnt. Bei den Hamburgern hatte das Werk allerdings keinen Erfolg; sie begriffen nicht, dass der große Mittelraum des Parkes diese betonenden Punkte seiner Gliederung unbedingt nötig hatte, und fragten unausgesetzt danach, was die beiden Figuren eigentlich bedeuten sollten. Wenn man antwortete »Nichts als das was Sie sehen: zwei bewegte Frauengestalten«, wurden sie böse, und schließlich pflegte ich zu sagen: »Es ist eine Verherrlichung der Mensendieck-Gymnastik. Die Mensendieck ist ja beinahe eine Hamburgerin.« Das wurde manchmal sogar mit einer erleichterten »Ach so –« ernst genommen.⁸¹

Die Figuren stehen auf Klinkersockeln noch heute am Eingang zur sogenannten Festwiese; eine bronzene Tafel erzählt die Geschichte etwas anders: »Georg Kolbe schuf diese Figuren im Auftrage von Frau Henry Budge 1926-1927«.

»... für alle Zeiten die Dankbarkeit seiner Mitbürger«

Am 20. Oktober 1928 starb Henry Budge im Alter von 88 Jahren in Hamburg. Im »Hamburger Fremdenblatt« erschien am 22. Oktober 1928 ein Nachruf, in dem er als einer der angesehensten Hamburger Kaufleute gewürdigt wird, der sich »durch sein freundliches und vornehmes Wesen allgemeiner Beliebtheit erfreut« habe.⁸² Die Hamburger Kaufmannschaft trauere um ihn ebenso wie die Hamburger Künstlerschaft, »für deren Arbeit und Not er stets ein gütiges Verständnis« gehabt habe. Nach Hamburg sei er »auf Wunsch seiner Frau« übergesiedelt, und hier habe sein schönes Haus an der Alster allen kulturellen Bestrebungen und Interessen offen gestanden.

Mit seltener Großzügigkeit und ebenso seltenem wahren Kunstverständnis hatte Henry Budge auf den verschiedensten Kunstgebieten gesammelt und machte diese seine kostbaren Kunstsammlungen mit steter Liebenswürdigkeit Interessenten zugänglich. Seinen Kunst- und Wohltätigkeitssinn betätigte er vielfach zum Segen seiner Vaterstadt am Main und seiner späteren Heimatstadt an der Elbe. Hier in Ham-

»... für alle Zeiten die Dankbarkeit seiner Mitbürger«

14 * * * * *

THE NEW YORK

HENRY BUDGE LEFT \$4,934,575 ESTATE

Bulk of Fortune of Former Partner of Jacob H. Schiff Goes to Widow in Germany.

SCHAUFFLER WILL IS FILED

Missions and Charities Share in \$1,878,348 Estate—Harriet F. Haas Left \$2,777,974.

An estate of 30,371,421 gross and \$4,934,575 net, was left by Henry Budge, retired banker, who died Oct. 20, 1928, according to an appraisal filed yesterday. His widow, Emma Budge, of Hamburg, Germany, received \$4,827,371. He owned stocks worth \$4,709,001 and had \$558,875 in cash and insurance to \$3,537. His largest stockholdings were 1,400 shares American Telephone and Telegraph, \$251,475, and 2,000 shares St. Louis & San Francisco Railway preferred, \$193,500. He owned 7,003 tickets in the Lottery Loan of 1902 of the Canton of Fribourg, Switzerland, appraised at \$14,055.

Mr. Budge, who came here from Germany in his youth, was an early partner of the late Jacob H. Schiff and later was a member of Halgarten & Co., from which he retired in 1915. He had lived in Hamburg for several years before his death.

Schauffler Will Aids Missions.

An appraisal of the estate of Julia B. Schauflier, who died August 23, 1929, showed that she left \$2,620,168 gross and that her net estate of \$1,878,348 was divided among 104 beneficiaries and seven or ten institu-

of the Northern Pacific Railway, valued at \$336,892.

Harriet F. Haas Left \$2,777,974.

Harriet F. Haas, widow of Kalman Haas, left an estate appraised at \$3,056,785 gross and \$2,777,974 net, of which \$2,880,990 was in securities. Mrs. Haas, who died Oct. 7, 1929, at 270 Park Avenue, gave \$10,000 to Mount Sinai Hospital and \$3,000 to the Mount Sinai Training School for Nurses and divided the remainder among her sons, George C. and Robert K. Haas, and her daughter, Edith Haas. She had personal property worth \$68,802, of which \$33,590 was in jewelry.

Mrs. Haas owned large blocks of bank stocks, including 800 National City, \$289,200; 30 First National, \$249,500; 504 Central Hanover Bank and Trust Company, \$238,896; 1,215 Chase National, \$299,497, and 170 Equitable Trust, \$138,826.

H. M. Raymond Estate \$109,346.

Robert M. Raymond, Professor of Mining at Columbia University, who died Aug. 22, 1928, left an estate appraised at \$203,302 gross and \$169,346 net, which included securities valued at \$187,249. He gave \$168,069 for life to his wife, Grace Lovejoy Raymond of Scarsdale.

Upon the death of Mrs. Raymond her share will be divided among several charities. The Church of England at Frederickton, New Brunswick, will receive \$14,773, while other bequests are as follows: Church of St. James the Less, Scarsdale, \$4,924; Grenfell Association, \$9,849; New Brunswick Orphans' Home, \$9,848; University of New Brunswick, Fredericton, \$19,608, and New York Protestant Episcopal Mission Society, \$9,849.

Professor Raymond's books, which he left to the university, were valued at \$97. Columbia also received an interest of \$14,773 in his estate.

William A. Belden, member of the Stock Exchange concern of Drake Brothers, who died Nov. 30, 1929, left an estate appraised at \$2,644,145 gross and \$2,329,519 net, of which \$2,144,934 was his interest in the concern and \$900,000 was the value of his seat on the Exchange. He owned only \$50,771 in securities. Mrs. Helena A. Belden, widow of Bedford Hills, N. Y. received \$50,000 out-

FARMERS ASK CURB ON TARIFF CHANGES

Urge Commission to Order Hearings Only When Representative Group Seeks One.

TURMOIL SEEN IN SHIFTING

Farm Bureau Federation Opposes Any Inquiry Into Duty on Frozen Eggs.

Special to The New York Times.

WASHINGTON, April 30.—The American Farm Bureau Federation, through its Washington representative, Chester H. Gray, contended in a letter to the tariff commission that the commission is not obliged to make an investigation for a change in rates merely because some interested persons asks for such an inquiry. The practice of frequent changes in rates would result in perpetual turmoil, the Farm Bureau declared.

The letter requests the commission to refuse to order an investigation of the duty on frozen eggs, for which there has been an application.

The organization's letter indicates the types of agricultural investigations "which should or should not be authorized."

"No investigation on any commodity should be ordered merely on account of petitions received from an individual segment or small minority interested in the commodity," it says.

"Few investigations on commodities, the rates of duty upon which have been recently changed by Congress, should be ordered. A period of from two and one-half to five years is none too much to try out most rates of duty."

"No investigation on any commodity should be authorized unless a large and representative group of growers petition therefor."

tion
ous t
by C
tion.
"In
howe
the l
stitut
practically all—have d
Senate resolutions, t
these resolutions have
the last y-----sted



to busy 34th
that's going o
— New York
world's tallest
Big neighb
very good in
ness "great!
more people n

»New York Times« vom 1. Mai 1931, S. 14: Todesanzeige für Henry Budge

burg stiftete er erst im vergangenen Jahre zwei Statuen für den Stadtpark. Zahlreiche bedeutende Stiftungen werden ihm für alle Zeiten die Dankbarkeit seiner Mitbürger sichern.⁸³

»Für alle Zeiten« – wie schnell sich das Blatt wenden würde, hätte damals wohl, trotz aller deutlichen Anzeichen, niemand geahnt. Der Nachruf klingt so, als hätte hier jemand die Anerkennung errungen, nach der er – auch dies ein Motor der Philantropie – gesucht hat. Ganz bewusst wurde aber offenbar auch die Witwe angesprochen, von deren Großzügigkeit man sich in den nächsten Jahren noch einiges erhoffte.

Auch in Frankfurt nahm man großen Anteil am Tod Henry Budes. Oberbürgermeister Ludwig Landmann – ebenfalls jüdischer Herkunft – schickte in seinem und dem Namen des Magistrats ein Kondolenztelegramm:

Das Andenken an den teuren Entschlafenen, den hochherzigen Wohltäter und edlen Menschenfreund wird durch seine segensreiche Budge-Stiftung in unserer Stadt dauernd wachbleiben. Ehre dem Andenken eines Mannes, der so tief für alle Hilfsbedürftigen empfunden hat, wie Henry Budge.⁸⁴

Die »Frankfurter Zeitung« veröffentlichte einen Nachruf, in dem besonders – und sehr detailliert – Henrys Engagement in der Sozialfürsorge hervorgehoben wurde:

Mit Frankfurt a. M. ist der Name Budge unauslöschlich verknüpft durch die *Henry und Emma Budge-Stiftung*. Der ursprüngliche Zweck der Stiftung war nach der seinerzeitigen Stiftungsurkunde die Unterstützung zu Erholungszwecken für würdige und bedürftige Personen, die in Frankfurt wohnen, ohne Ansehung des Geschlechts, des Religionsbekenntnisses und des Alters. Dementsprechend wurde ein Teil des Erträgnisses für die Jugenderholungsfürsorge und ein anderer für die Erholung von Erwachsenen verwendet. Bestimmungsgemäß standen 30 Prozent der Erträgnisse zur Verfügung des Vorstandes der Stiftung, von den restlichen 70 Prozent kamen 40 Prozent durch den Almosenkasten des Israelitischen Gemeinde und 60 Prozent durch das Fürsorgeamt zur Verwendung. Das Stiftungsvermögen betrug im April d. J. rund 80.000 Mark. [...] Im Einvernehmen mit dem Magistrat Frankfurt und den Stiftern wurde Mitte ds. Js. der Beschluß gefaßt, unter Verwendung einer beachtlichen neuen Zustiftung der Familie Budge in Hamburg unter dem Namen *Budge-Heim* ein *Altersheim* für Personen des Mittelstandes beiderlei Geschlechts in Frankfurt zu errichten. Zu diesem Zweck hat die Familie Budge 170.000 Mark gestiftet. Den Bauplatz stellt die Stadtgemeinde zur Verfügung. [...] Das Heim soll etwa 100 Personen aufnehmen können, und zwar Leute, die in Frankfurt ansässig sind und, wenn möglich, dem Wohnungsamt ihre bisherige Wohnung bedingungslos zur Verfügung stellen können. Das Heim soll in der Gegend des Bertrams-Hofs an der Hundstwierte im selben Viertel erbaut werden, in dem u. a. das Jugendheim und das Hortnerinnen-Seminar erstehen wird, und zwar nach einem durch ein Preisgericht ausgewählten und prämierten Bauplan.«⁸⁵

Zumindest in einem öffentlichen Rahmen hatte sich Henry bis dahin in seiner Heimatstadt Frankfurt als allseits geachtete Persönlichkeit etabliert, deren Wirken nicht durch Fragen der Religionszugehörigkeit bestimmt war. Identität erwuchs aus der Zugehörigkeit zu einer lokalen Community, aus Lokalpatriotismus. Henry hat sich ein Leben lang, vielleicht gerade weil er einen Großteil seiner Jahre weit entfernt verbracht hatte, als Frankfurter Bürger betrachtet und mit seiner Heimatstadt aufs Innigste verbunden gefühlt. Endgültig beigesetzt wurde er in seiner Heimatstadt auf dem Jüdischen Friedhof in der Rat-Beil-Straße. Aber zuvor kam es in Hamburg zu einer würdigen Trauerfeier. Bei der Einäscherung im Ohlsdorfer Krematorium am 23. Oktober 1928 waren der Senat der Stadt Hamburg – in Gestalt von Senator Paul de Chapeaurouge – ebenso wie der Frankfurter Bürgermeister Eduard Gräf und der Bürgermeister von Wetzlar vertreten. Es sprachen für die Hamburger Henry und Emma Budge-Stiftung ein Vorstandsmitglied, der Rechtsanwalt Hermann Samson (der übrigens mit Max Budge, Henrys Bruder verschwägert war – Max Budes Ehefrau Rosalie war eine geborene Samson und stammte aus Hamburg), und es redete für das Museum für Kunst und Gewerbe Max Sauerlandt. Einer von Emmas Neffen, Fritz Bume – Teilhaber der Hamburger Übersee-Exportfirma Bume & Reif – schilderte das Leben des Verstorbenen.⁸⁶

Nach dem Tod ihres Mannes übernahm Emma nicht nur das Vermögen, sondern auch die damit verbundenen sozialen Verpflichtungen: So richtete sie in der Weltwirtschaftskrise in der Milchstraße eine Notstandsküche ein, vor der die Bedürftigen Schlange standen, um sich dort Lebensmittel abzuholen.⁸⁷

Ein Juwel des Neuen Bauens in Frankfurt

1928 war also der Zweck der Henry und Emma Budge-Stiftung geändert worden. Die Mittel sollten nun in ein – dringend benötigtes – Altenheim fließen.⁸⁸ Hintergrund war die allgemeine Wohnungsnot: Viele alleinstehende ältere Menschen mussten mangels Alternativen in ihren großen Wohnungen bleiben, während junge Familien dringend solche benötigten. Die Finanzierung des Altenheims erfolgte schließlich gemeinsam mit der Stadt, welche auch für die Verwaltung und die

Betriebskosten aufkam. Emma war zugegen, als das letzte Vermächtnis ihres Mannes Gestalt anzunehmen begann: Am 4. Juli 1929 wurde in Frankfurt am Edingerweg 9 in einem feierlichen Akt der Grundstein zu diesem Altenheim gelegt. Dazu vergrub man eine Metallkapsel, die ein Schriftstück mit der Aufschrift enthielt: »Den künftigen Geschlechtern ein Beispiel von Bürgersinn und Heimattreue.«⁸⁹ »Die drei Hammerschläge, mit welchen dieser Stein durch die Bauarbeiter zugemauert wurde, waren symbolisch von den Worten begleitet: ›Was Liebe erdacht – führte Tatkraft aus – dass es Segen stifte.«⁹⁰ Der Bau, der über diesem Grundstein entstehen sollte, war ungewöhnlich, und es ist aus heutiger Sicht erstaunlich, dass sich die Stifter, deren persönlicher Geschmack doch eine eher historistische und opulente Richtung bevorzugte, darauf eingelassen haben: Den von Budge ausgelobten Wettbewerb nämlich hatte ein junges Architektenteam gewonnen, dessen Protagonisten als Vertreter des Neuen Bauens Berühmtheit erlangen sollten: Mart Stam, Ferdinand Kramer, Werner Max Moser und Erika Habermann. Frankfurt erlebte unter dem liberalen Bürgermeister Landmann und dem von ihm berufenen Stadtbaurat Ernst May damals einen einzigartigen Aufbruchsimpuls. Er mündete in ein umfassendes, dezidiert neue Gestaltungsideen umsetzendes Stadtplanungsprogramm, in das auch das Budge-Heim inkorporiert wurde. Der Wettbewerbstext formulierte die dem Neubau zugrunde liegende radikal-moderne Planungsidee:

1. Gib jedem Rentner möglichst viel Bewegungsfläche, sperr ihn nicht in ein Zimmer, eine Schachtel ein, sondern laß ihn, so lange seine Kräfte es ihm erlauben, seine Terrasse und den Garten als ihm gehörend betrachten [...]
2. Die Bewirtschaftung ist eine technisch-organisatorische Frage. Sie soll möglichst einfach und reibungslos, das heißt auf dem kürzesten Wege vor sich gehen. [...] Wir haben die Wirtschaftsräume daher in die Mitte projiziert.⁹¹

Es entstand ein eleganter, konsequent moderner, zweigeschossiger Baukörper, der 106 Bewohnern Platz bot. Mit seinen zentral gelegenen Gemeinschaftsräumen und seinen lichtdurchfluteten Zimmern, von denen jedes mit einer Terrasse oder Zugang zu einem Balkon ausgestattet war, wurde er zum Vorbild für viele weitere Bauten seiner Art.



Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, Frankfurt am Main, Ansicht der Südfassade, Fotografie, 1930

»Das Heim«, so heißt es in einem zeitgenössischen Text, der in der Zeitschrift »Die Form« erschien,

hat nicht den eigentlichen Charakter eines Altenheims, vielmehr würde der Begriff »Rentnerhotel« dem Zweck der Stiftung entsprechen. Mit dem Budge-Heim ist eines der ersten Appartementshäuser größeren Ausmaßes in Deutschland verwirklicht worden. [...] Der Bau der Budge-Stiftung ist ein Luxusbau. Entsprechend dieser Tatsache ist der Preis von 180 Mark (für ein Ehepaar 300 Mark) im Monat angemessen. In Einzelfällen stehen Gelder aus der Budge-Stiftung oder vom Wohlfahrtsamt zur Verfügung. Zunächst erscheint es ungewöhnlich, alte Leute in einem völlig modernen Haus unterzubringen, es ist aber erstaunlich zu sehen, wie schnell und wie gern sich die Bewohner modernem Komfort anpassen.⁹²

Anfang Juni 1930 wurde das Heim eingeweiht. Je zur Hälfte bezogen jüdische und christliche Bewohner das Haus. Auch der Vorstand spiegelte diese paritätische Verteilung wider. »In Würdigung ihrer hervorragenden Dienste auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege in Frankfurt, insbesondere durch tatkräftige Förderung der Errichtung des Henry und Emma Budge-Heimes aus Anlass seiner Einweihung« verlieh man Emma die Städtische Ehrenplakette der Stadt Frankfurt.



Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, Frankfurt am Main, Balkone, Fotografie, 1930



Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, Frankfurt am Main, Türklinke, Fotografie, 1930

Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, Frankfurt am Main, Korridor mit Briefkästen, fotografiert durch eine gläserne Abtrennwand, Fotografie, 1930

Eine Sammlung für Hamburg

Offenbar schon seit Beginn ihrer konzentrierten Sammeltätigkeit hatte bei Budes die Absicht bestanden, ihre gesamte Kollektion der Stadt Hamburg zugute kommen zu lassen. Nach dem Ersten Weltkrieg aber hatte das Ehepaar sein Vertrauen in die hamburgische Politik verloren, da Budes fürchteten, dass der neu geordnete hamburgische Staat für ihren traditionellen Kunstbesitz wenig Verständnis aufbringen würde. Das Testament wurde abgeändert. 1932 war es aber gelungen, Emma zur Wiederaufnahme ihrer alten Stiftungspläne zu bewegen. Zu verdanken war dies den intensiven Bemühungen Max Sauerlandts sowie des Staatsrats Leo Lippmann, der mit Emma freundschaftlich und verwandtschaftlich verbunden war, der wie sie der jüdischen Gemeinde angehörte und zur bürgerlichen Verwaltungselite Hamburgs zählte.⁹³ Das Vermögen von Emma Budge belief sich damals auf 22 Millionen Reichsmark, dazu kamen weitere in der Schweiz und den USA lagernde Vermögenswerte; allein der amerikanische Nachlass von Henry Budge betrug 1931 4,9 Millionen Dollar.⁹⁴

Nach dem Tod von Henry Budge trat eine mit seiner Frau getroffene Verfügung in Kraft, die vorsah, dass die in Deutschland zusammengetragene kunstgewerbliche Sammlung nach beider Tod dem Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg vermacht werden sollte.⁹⁵

Emmas Anwalt Hermann Samson setzte den damaligen Finanzsenator Walter Matthaei in einem Schreiben vom 2. September 1930 von der Schenkungsabsicht in Kenntnis.

Im Jahr 1930 verfügte Emma in einem Zusatz zu ihrem Testament, dass auch das Haus Harvestehuder Weg 12 an die Hansestadt Hamburg fallen solle – zu nutzen zu noch nicht näher bestimmten wohltätigen Zwecken. 1932 wurde diese Absicht konkretisiert – es solle für den Betrieb von Villa und Sammlung eine weitere »Emma Budge Stiftung« errichtet werden.⁹⁶

Das Haus hätte dem Museum für Kunst und Gewerbe als glanzvolle Außenstelle dienen können, und es wäre mit seinen etwa 50 Zimmern

und dem ungefähr 200 Personen fassenden Spiegelsaal dafür mehr als geeignet gewesen. Lippmann muss erleichtert gewesen sein – verband er mit der ausgehandelten Lösung doch die – berechnete – Hoffnung, Emma habe ihrem »Leben ein Denkmal gesetzt, das alle ungünstigen Zeiten überdauern würde«.97 Wie sehr er sich täuschte ...

1933 und die Folgen

Verdüsterte Welt

Spätestens mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 änderte sich die Welt – auch Emmas Welt. Der Urgroßneffe Hans Peter Kahn beschreibt es in seinen Lebenserinnerungen so:

Frau Budge glaubte damals noch, dass sie das nichts angehe, dass sie als Amerikanerin von den politischen Maßnahmen der neuen Zeit nicht berührt werden konnte. Aber ihre Verwandten begannen die antisemitischen Massnahmen der Nazis zu spüren. Mein Grossvater, Professor der Nationaloekonomie in Frankfurt, wurde schon im März 1933 abgesetzt. Ein paar Monate später gingen unsere Grosseltern, auf Einladung Emmas, nach Hamburg, um bei ihr zu wohnen. Vetter, Neffen und Nichten wanderten aus Deutschland aus. Da sie amerikanische Zeitungen las, wusste sie sehr gut Bescheid über die Gesetze gegen die Juden und ihre Auswirkungen.⁹⁸

Obwohl Emma als Inhaberin eines amerikanischen Passes nicht unmittelbar um ihr Leben fürchten musste, konnten ihr die unmittelbaren Folgen der neuen Politik nicht verborgen bleiben. Auch in Hamburg hatte eine unerbittliche Verfolgung der Juden eingesetzt, die einherging mit ihrer öffentlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen und persönlichen Ausgrenzung.⁹⁹ Das Grindelviertel wurde von Nazi-Horden durchzogen und durch permanente Überfälle auf jüdische Bürger unsicher gemacht. Schon 1933 veranstaltete die SA hier, nur wenige Straßenzüge von Emmas Wohnsitz entfernt, »Judenjaden«. Am 1. April 1933 rief die SA zum Boykott jüdischer Geschäfte auf, am 7. April wurden mit dem Inkrafttreten des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufs-

beamtentums« Juden aus dem Staatsdienst ausgeschlossen. Viele von Emmas Freunden und Bekannten verließen sukzessive die Stadt.

So musste auch Leo Lippmann, der äußerst verdienstvolle und hochgeschätzte Hamburger Bürger, am 14. März 1933 sein Amt als Staatsrat aufgeben; im Juni 1943 wird er sich, zusammen mit seiner Frau, kurz vor dem Abtransport nach Theresienstadt das Leben nehmen. Gustav Pauli, der Direktor der Hamburger Kunsthalle, und Max Sauerlandt, Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe – beide keine Juden –, wurden noch 1933 aus ihren Ämtern entlassen. Gerade die Causa Sauerlandt wird Emma tief getroffen haben, hatte dieser doch seit dem Tod von Justus Brinckmann als ihr engster Kunstberater fungiert. Sauerlandt, dem man sein Eintreten für die moderne Kunst vorwarf, erhielt im Museum Hausverbot – er hielt das jedoch für ein Missverständnis und wies – ähnlich wie Emil Nolde und in enger Abstimmung mit diesem – wiederholt und öffentlich darauf hin, dass sich die Konstruktion einer »nationalen«, antifranzösischen Kunstposition durchaus mit seiner Vorliebe für das Formenvokabular des Expressionismus vertrug: ohne Erfolg. Mit der Einsetzung des »Arierparagraphen« wurde bestimmt, dass Juden nicht mehr als Anwälte, Ärzte oder Journalisten arbeiten durften. Ab 1935 verschärften die sogenannten Nürnberger Gesetze die Lage insofern, als Juden die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt wurde; sie waren nun Menschen ohne Schutz und Rechtsstatus, wahrhaftig Menschen »zweiter Klasse«. In der Folgezeit wurde den jüdischen Hamburgern der Besuch von Theatern – auch der Hamburger Oper, damals noch Stadttheater –, von Kinos und Schwimmbädern verboten. Eine intensiviertere Parteipropaganda machte sich im öffentlichen Raum mit Plakaten wie »Der Strand ist kein Tummelplatz für Juden und ihre Judengenossen« bemerkbar. Überall gab es Schaukästen, in denen das antisemitische, gratis verteilte Hetzblatt »Der Stürmer« ausgehängt war.¹⁰⁰

Emma wird sich in diesem Moment glücklich geschätzt haben, ihre seit 1882 gültige amerikanische Staatsbürgerschaft behalten zu haben; dies machte sie wenigstens für die deutschen Behörden unangreifbar.

Emmas Testamente

Aber Emma reagierte umgehend. Zunächst verfügte sie am 5. Oktober 1933 in einem neuen, die älteren Verfügungen ungültig machenden Testament, dass ihr Grundstück Harvestehuder Weg 12/Milchstraße 16 »nebst Gemüse- und Luxusgarten« der »Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika« für ihre in Hamburg bereits bestehende Vertretung vererbt werden solle.¹⁰¹ Falls die USA davon keinen Gebrauch machten, würde die Deutsch-Israelitische Gemeinde in Hamburg als Nutznießer eingesetzt werden, die ihrerseits auf dem Grundstück ein »Wohnungs- und Erholungsheim für solche deutsche Juden errichtet und führt, die nicht in der Lage sind, die Kosten für ihre Wohnung und ihren Lebensunterhalt aufzubringen oder vollständig aufzubringen« – entstehen sollte ein Emma-Budge-Heim.¹⁰²

Die Sammlungen sollten an Museen – und dies international – verteilt werden. Für ihr Konvolut historischer Kirchentextilien allerdings hatte Emma bereits einen geeigneten Ort gefunden: das Metropolitan Museum in New York; zur Ausführung des Legats kam es jedoch nicht. Sehr detailliert wurden im Testament – vom Chauffeur über den Obergärtner, die Hausdame (und ihre Schwester), die diversen Mädchen, die Putzfrau, die Aushilfsfrau, den Diener, den Buchhalter – sämtliche der zahlreichen Hausangestellten mit Einzelsummen und Renten bedacht. Dazu kamen weitere Personen, »denen«, wie Emma schrieb, »ich auch jetzt laufend Unterstützungen« gebe. Als Notare haben dieses Testament Dr. Moritz Otto Kauffmann und Dr. Hermann Rebattu, Hamburg, Bergstraße 11, unterzeichnet. Im Memorial der bei M. M. Warburg & Co. geführten »Frau Emma Budge-Stiftung« lässt sich die individuelle Unterstützung noch heute ablesen, den diese zahlreichen Einzelpersonen (etwa Eva von Eckardt – langjährige Mitarbeiterin an der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, der Ärztin Dr. Gertrud Samson, dem Maler Paul Kayser), aber auch Institutionen wie der Jüdischen Winterhilfe, dem Winterhilfswerk des Deutschen Volkes, dem Lazarus-Gumpel-Stift, dem Heim für jüdische Mädchen und Frauen, dem Hilfsverein der Juden in Deutschland und anderen zukommen ließ; viele Einzelpersonen wurden gezielt über Spenden an Institutionen wie die Jüdische Jugendhilfe oder die Jüdische Mittelstandshilfe bedacht.¹⁰³ Geschäftsführerin der Stiftung

war Dora Magnus, die Schwester von Alice Warburg und Schwägerin von Max M. Warburg.

Diverse Kodizille (Verfügungen) modifizierten in den folgenden Jahren dieses erste Testament. Entscheidende Veränderungen betrafen die Sammlungen – die zum Teil weiter an Museen vergeben, zum Teil »realisiert« werden sollten; eine »öffentliche Verwertung der Gegenstände in Hamburg soll ausgeschlossen sein«.¹⁰⁴ Aus diesem letzten Satz spricht eine massive persönliche Enttäuschung. Emma hatte für Hamburg, hatte für das Museum für Kunst und Gewerbe gesammelt. Ihre Kunstobjekte, ihr Haus und der Park hätten der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, hätten Hamburgs Kulturlandschaft bereichern sollen. Über 30 Jahre ihres Lebens waren diese Pläne entwickelt, war abgewogen, erworben, erweitert worden. All dies umsonst. Den weiteren Verlauf der Geschichte hat Michael Werner für sein Buch »Stiftungsstadt und Bürgertum« untersucht:

Damit war unter den Bedingungen des NS-Regimes kaum mehr zu erwarten, dass Hamburg oder eine andere deutsche Stadt in den Genuss größerer Teile der wertvollen Kunstgewerbesammlung kommen würden. Die unter der Mitwirkung von Max Sauerlandt und Leo Lippmann entwickelte Idee einer großartigen Budge-Kunststiftung, die Hamburgs Ruf als eine Kulturmetropole verfestigt hätte, war nun endgültig zerstört.¹⁰⁵

Im November 1935 kam es unter dem wachsenden Druck der politischen Verhältnisse zu einer neuerlichen Testamentsänderung. Die Idee, ein Heim für betagte deutsche Juden zu installieren, wurde jetzt aufgegeben; Haus und Grundstück sollten nunmehr veräußert beziehungsweise bis zu einem Verkauf vermietet werden. Dazu wurden sogar Umbaumaßnahmen ins Auge gefasst. Es ist den in trockenem Juristendeutsch abgefassten Schriftstücken noch heute anzumerken, wie schwer Emma die innere Loslösung fiel, wie sehr es sie traf, mit der sich in so kurzer Zeit verdüsternden Realität Schritt zu halten, wie schmerzlich es für sie war, alles aufzugeben und der Tatsache ins Auge zu blicken, dass ihr mit unerhörtem Engagement betriebenes Lebensprojekt, der Aufbau einer Sammlung für ihre Heimatstadt Hamburg, zerstört war. In diesem Testament vom 21. November 1935 wurden als Erben 13 Ver-

wandte jüdischen Glaubens – vorwiegend Nichten und Neffen – eingesetzt: Emmas Hamburger Neffen Max Kronheimer und Ludwig Bernstein, Emmas Hamburger Nichten Helene Bume geb. Bernstein und Liszie Kronheimer; außerdem Henrys damals bereits in New York wohnender Neffe Albert Rothbarth sowie Professor Dr. Siegfried Budge in Frankfurt, Emma Ganz, Professor Salomon (Saly) Ganz, Frieda Feisenberger, Marie Adler, weitere Neffen, Nichten und deren Ehepartner oder Kinder.

Aus »Henry Budge« wird »Langemarck«

1936 benannte man in Frankfurt die Henry-Budge-Straße in Langemarck-Straße um. Die Begründung lautete: Der Namensgeber sei »Nichtarier«. Nach den »ruhmvollen Kämpfen der Jugend bei Langemarck« sei es diese, der eine Ehrung zukomme; ganz in der Nähe läge ja auch das Haus der Jugend. Der Name »Langemarck« erinnerte an den Ort einer Schlacht des Ersten Weltkrieges in Flandern, die später als »Opfergang der deutschen Jugend« verklärt wurde; auch in anderen Städten kam es in den 1930er-Jahren auf Betreiben der NSDAP zu entsprechenden, an Langemarck erinnernden Umbenennungen.

Anders in Wetzlar: Hier gab es bereits seit längerem eine Moritz-Budge-Straße. Sie erinnerte an Henrys Vater, der selbst schon im Jahr 1902 der Stadt eine Stiftung in Höhe von 10.000 Mark hatte zukommen lassen. Als Moritz starb, erhöhte sein Sohn die Stiftungssumme um weitere 10.000 Mark. 1934 erhielt der Oberbürgermeister ein Schreiben der Rechtsstelle des Gaus Hessen-Nassau der NSDAP, in dem dieser anregte, die Moritz-Budge-Straße umzubenennen. Doch der Oberbürgermeister zeigte Rückgrat. In seiner Antwort listete er ausführlich die beträchtlichen Mittel auf, die Wetzlar durch Moritz und dann vor allem durch seinen Sohn Henry und dessen Frau Emma erhalten habe. »[...] es würde in hiesiger Stadt kein Verständnis dafür zu finden sein, wenn man einem Wohltäter der Armen seine hochherzigen Stiftungen so vergelten wollte, daß man nun eine ihm zu Ehren benannte Straße umbenennt.«¹⁰⁶ Vor allem das Kinderheim hatte enorm von dem Engagement der Budes profitiert: Sie trugen, nachdem das Gebäude abgebrannt war, 1909 nicht nur die Kosten des Neubaus, sondern stellten

auch die Mittel für den Betrieb zur Verfügung. »Ohne diese Stiftungen müsste das Heim geschlossen werden.« Und dabei blieb es.

Am 14. Februar 1937 starb Emma mit 85 Jahren in ihrer Heimatstadt Hamburg; begraben wurde sie neben ihrem Mann auf dem Frankfurter Jüdischen Friedhof in der Rat-Beil-Straße.

Wie das Budge-Heim die Auschwitz-Transporte finanzierte

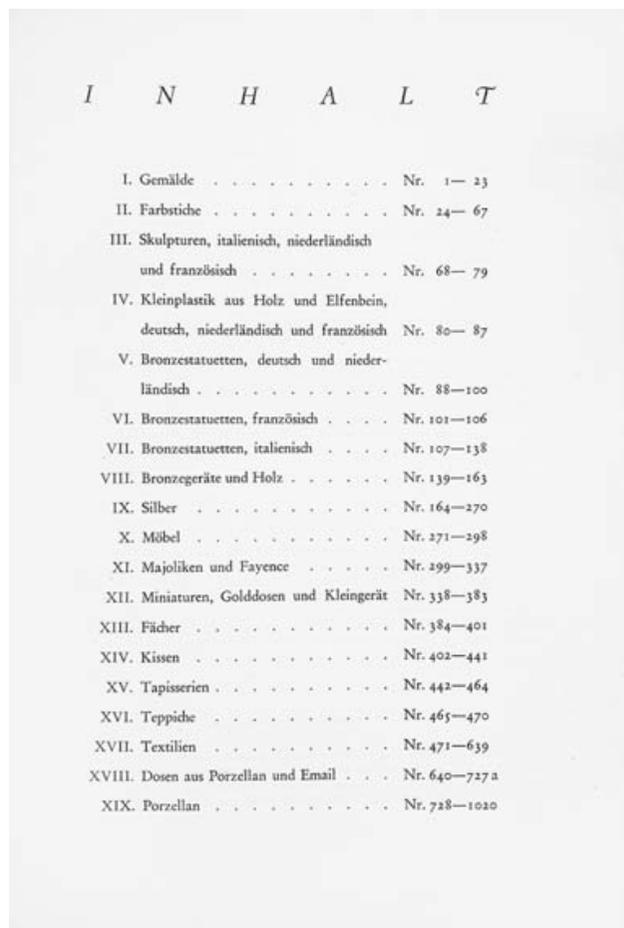
Schon ab 1933 hatten die Nationalsozialisten Druck auf das Frankfurter Altersheim ausgeübt, der dazu führte, dass 1935 der Anteil der jüdischen Bewohner auf ein Drittel verkleinert wurde; 1938 wurden die Bewohner durch die Schaffung einer »jüdischen« und einer »arischen« Abteilung getrennt; bis 1939 waren die letzten jüdischen Bewohner vertrieben. Auch der Name der Stifter wurde getilgt: Das Henry und Emma Budge-Heim hieß von nun an »Heim am Dornbusch«. 1941 wurde das Stiftungsvermögen zwischen der Stadt Frankfurt und der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland aufgeteilt.

Das Stiftungsvermögen betrug zu dieser Zeit noch 180.000 RM, von denen das Finanzamt 140.000 als Schenkungssteuernachzahlung forderte, einer Steuer, die nur von Juden erhoben wurde. Für die Reichsvereinigung der Juden blieben letztlich ca. 33.000 RM. Bereits im Dezember 1941 ging der größte Teil dieser Zahlungen auf ein Sperrkonto der Gestapo-Institution »Reichsvereinigung« und trug dazu bei, die Rechnungen für die Transporte nach Auschwitz zu bezahlen.¹⁰⁷

»... für alle interessierten Kreise eine große Überraschung«: Die Kunstauktion

In ihrem letzten Testament hatte Emma Budge als Nachlassverwalter ihre direkten Hamburger Neffen Max Kronheimer und Ludwig Bernstein sowie den Rechtsanwalt Hermann Samson und den Hamburger Großbankier Max M. Warburg ernannt und diesen, was ihre Sammlung betraf, freie Hand gelassen. Ein Zusatz bestimmte, dass – falls die Testa-

»... für alle interessierten Kreise eine große Überraschung«: Die Kunstauktion



Die Sammlung Frau Emma Budge † Hamburg, Auktionskatalog Paul Graupe, Berlin, Berlin 1937

mentsvollstrecker ersetzt werden müssten – die neuen Verantwortlichen in jedem Fall dem jüdischen Religionsbekenntnis angehören sollten.¹⁰⁸

Diese vier Testamentsvollstrecker schritten nach dem Ableben von Emma Budge angesichts der sich zunehmend verschlechternden Lage der deutschen Juden und mithin der zum Teil schon emigrierten Erben vom Emma Budge umgehend zum Verkauf des Grundbesitzes und der Kunstsammlung, um den Erben möglichst schnell die größtmöglichen Anteile zukommen zu lassen.¹⁰⁹

Die gesamte Kunstsammlung sollte zügig verkauft werden, und zwar in einem Auktionshaus, dem die Testamentsvollstrecker vertrauen konnten – dem Berliner Auktionshaus Paul Graupe –, um den Erben eine

möglichst große Summe in die Hand geben zu können. Paul Graupe war Jude und deshalb damals bereits vom Berufsverbot betroffen. Die Umstände, die zur Versteigerung bei dem jüdischen Auktionshaus – das seine Tätigkeit unter dem Druck der Nationalsozialisten eigentlich bereits eingestellt hatte – geführt haben, sind inzwischen gut erforscht.¹¹⁰ Es war offenbar Max Warburg, dem es durch einen Kunstgriff gelang, zusammen mit dem inzwischen in die Schweiz emigrierten Graupe dessen ehemaligen (nichtjüdischen) Mitarbeiter und Nachfolger Hans W. Lange mit der Auktion zu betrauen. Warburg bewegte sich in einem gefährlichen Fahrwasser aus immer neuen Verordnungen und unwägbar politischen Schikanen.

Die Auktion der Sammlung war zunächst für den 27. bis 29. September angesetzt und wurde um eine Woche verschoben, dann am 24. September erklärte die Reichsregierung den 28. September 1937 anlässlich des Staatsbesuchs von Benito Mussolini zu einem Feiertag. Die geplanten, durchchoreographierten Großveranstaltungen und maßgeblich erhöhten Sicherheitsmaßnahmen wären der Veranstaltung einer Versteigerung ohnehin kaum förderlich gewesen.¹¹¹

Im Auktionskatalog wurden die etwa 1.400 Objekte von Robert Schmidt, dem damaligen Direktor des Berliner Schlossmuseums (des heutigen Kunstgewerbemuseums) hoch eingeschätzt:

Die Sammlung Emma Budge †, Hamburg, ist eine der letzten in Deutschland noch erhaltenen kunstgewerblichen Sammlungen von wirklich bedeutender Qualität. Sie wurde von der Besitzerin eifersüchtig gehütet, so dass sie nur einem sehr kleinen Kreise von Sammlern und Museumsleuten bekannt war und in der Kunstliteratur bisher kaum irgendwelche Erörterung gefunden hat. So wird sie jetzt, da sie auf den Markt kommt, für alle interessierten Kreise eine große Überraschung bilden. Bei der Fülle der Gegenstände, die sich auf fast alle Gebiete des Kunstgewerbes verteilen, auf Silber mit bedeutenden deutschen und ausländischen Werken, auf Textilien mit der ebenso großen wie seltenen Abteilung der norddeutschen Wirkarbeiten, auf Bronzen, Keramik und Kleinkunst aller Art sowie auf eine imposante Sammlung hochwertiger Porzellane (die im Wettbewerb mit der

»... für alle interessierten Kreise eine große Überraschung«: Die Kunstauktion



Auktionskatalog Paul Graupe, Tafel 116

Sammlung Feist entstanden ist und sich in vieler Hinsicht mit ihr messen kann) – bei dieser Fülle erscheint es zwecklos, hier auf besonders wichtige Einzelstücke zu verweisen. Der vortrefflich illustrierte Katalog gibt den besten Überblick über das gesamte Kunstgut, zu dem auch noch eine Reihe ausgezeichneter Bilder und eine große Anzahl erstklassiger Farbstiche sich gesellen.¹¹²

Hochwertige Porzellane: »Die Porzellansammlung der Frau Emma Budge †« ist, wie das Vorwort vermerkt, fast gleichzeitig und förmlich in Konkurrenz mit der weltbekannten Sammlung von Hermine Feist, Berlin, entstanden. »Man wäre jedoch«, so meint der Porzellanspezialist Ludwig von Carolsfeld, damals Kustos am Berliner Schlossmuseum, in seiner seitenlangen, in den Auktionskatalog integrierten Würdigung,

[...] in Verlegenheit, wollte man auf die naheliegende Frage nach einer Rangfolge eine befriedigende Antwort geben. Ein Vergleich erübrigt sich schon deshalb, weil die Sammeltätigkeit beider Rivalinnen einem

ganz persönlichen Geschmack unterlag und von vornherein nach verschiedenen Richtungen führen mußte. Es spricht nicht zuletzt für die erstaunlich mannigfaltige Produktion der klassischen Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts, daß man beide Sammlungen getrost vereinen könnte, ohne dass sich eine nennenswerte Zahl von Doppelstücken ergeben würde. – Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass Frau Budge beim Aufbau ihrer Porzellansammlung von Justus Brinckmann beraten wurde. Der strenge Grundsatz dieses erfahrenen Kenners, nur Werke bester Qualität und bestmöglicher Erhaltung zu erwerben, wirkt sich hier sichtbar aus. Auch die Vorliebe für bestimmte, damals noch kaum beachtete Manufakturen, wie beispielsweise Fulda, geht offenbar auf die Anregung Brinckmanns zurück, der dieser eigenartigen fürstblichen Fabrik zur verdienten Anerkennung verholfen hat.¹¹³

Die Auktion der Sammlung Emma Budge wurde als bedeutendes Kunstmarktereignis gewertet. Sie rief so großes Interesse hervor, dass man für die ersten beiden Tage in das Restaurant Rheingold umziehen musste, das dem in der Bellevuestraße situierten Auktionshaus gegenüberlag. 1.020 Losnummern wurden aufgerufen. Weitere 338 kamen am 6./7. Dezember 1937 unter dem Titel »Verschiedener deutscher Kunstbesitz (Gemälde alter und neuer Meister, zum größten Teil aus Sammlung Budge †, Hamburg)« unter den Hammer. »Insgesamt erzielte Lange mit den beiden Auktionen ca. eine Million Reichsmark, den höchsten Erlös für eine einzelne Privatsammlung, die in der Zeit des Nationalsozialismus versteigert wurde.«¹¹⁴

Dieser Verkaufserfolg verdankte sich zu einem bestimmten Teil Stützkäufen, das heißt, gezielten Ankäufen der Testamentsvollstrecker, mit denen die Preispolitik der Auktion beeinflusst werden konnte:¹¹⁵ Alles in allem erwarben sie 18 Objekte, darunter zwei Gemälde und sieben Grafiken, zum Gesamtpreis von 30.260 Reichsmark. Die Taxpreise hatten alle weit unter den Erwartungen der Erben gelegen, die sich daraufhin an denjenigen Kunsthändler gewandt hatten, über den Emma Budge ihre Sammlungsobjekte weitgehend erworben hatte: an die Firma Rosenbaum in Frankfurt. Auch deren Eigentümer waren zum Zeitpunkt der Auktion zwar bereits emigriert; die Firma befand sich formal in Liquidation. Dennoch gelang es Rosenbaum, 39 Objekte zum Zuschlagspreis



Nautiluspokal, um 1600, Silber, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Trinkgefäß in Löwenform, 1564, Silber vergoldet, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

von 84.970 Reichsmark zu ersteigern und diese in einem Warenlager in London unterzubringen, um sie später weiterverkaufen zu können.

Zahlreiche Privatleute, aber auch mehrere deutsche Museen erwarben auf der Auktion Objekte. So kaufte das Hamburger Sammlerehepaar Otto und Magdalena Blohm nicht weniger als 53, der Sammler Erich Wolf aus Guben noch einmal 26 Porzellanobjekte an.¹¹⁶ Das Hamburger

Museum für Kunst und Gewerbe, das ja eigentlich die gesamte Kollektion hätte erben sollen, konnte sich für 1.750 Reichsmark einen silbernen Nautiluspokal und für 5.000 Reichsmark ein Trinkgefäß in Gestalt eines Löwen sichern; es zahlte damit marktübliche Preise.¹¹⁷ Der kunstvoll nur auf seinen Hinterbeinen balancierende, »steigende« Löwe aus vergoldetem Silber hält in seinen Pranken einen Ölkrug – eine Anspielung auf seine Funktion als Wappentier der Nürnberger Patrizierfamilie Oelhafen. Gestaltet hatte ihn 1564 der bedeutende, in allen großen Sammlungen präselektierte Nürnberger Goldschmied Paulus Tullner. Auch der Nautiluspokal stammt aus Nürnberg; er ist dort um 1600 von Meister Thomas Stoer d. Ä. geschaffen worden.

Das Museum Schwerin ließ sich die Feldherrnstatuette aus Böttgersteinzeug 1.900 Reichsmark kosten und ersteigerte zudem zwei Fächer zu 150 und 330 Reichsmark. Als einziges ausländisches Museum beteiligte sich das Gemeentemuseum Den Haag; es erwarb einen höchst originellen »Bekerschroef«-Glashalter, der 1642 von dem niederländischen Meister Andries Grill gefertigt worden war. Auf der zweiten Auktion kaufte das Berliner Schlossmuseum vier Stücke, deren Verbleib heute unklar ist.

Dass die Auktion der Sammlung Emma Budge auch politisch instrumentalisiert wurde, zeigen die mit Superlativen wie »Ergebnis weit über den Erwartungen« und »um ein Vielfaches überbotene Schätzpreise« operierenden Presseberichte. Den neuen Machthabern war daran gelegen zu beweisen, dass der Kunsthandel nach der Vertreibung seiner jüdischen Protagonisten eben nicht, wie vorhergesagt, eingebrochen sei, sondern im Gegenteil floriere. Nüchtern nachgerechnet, war »die Auktion kein Erfolg, sondern das Minimum, das zwei Parteien in äußerst prekärer Lage ideologischer, wirtschaftlicher und politischer Knebelungen durch die nationalsozialistische Herrschaft erlangen konnten«.¹¹⁸

Ella Budge: Ermordet in Theresienstadt

Wie sich die neue Gesetzgebung auswirkte, musste Emma aus nächster Nähe erleben: Henrys Frankfurter Neffe – von seinen Eltern mit dem schönen althochdeutschen Namen Siegfried bedacht, Jurist und Nationalökonom und seit 1925 außerordentlicher Professor an der Universität



Stolpersteine für Siegfried Budge (1869-1941) und Ella Budge (1875-1943), ermordet im KZ Theresienstadt

Frankfurt, verlor seine Professur – ironischerweise damit ausgerechnet an jener Hochschule, um die sich sein Onkel mit einer bemerkenswerten Spende so verdient gemacht hatte. Nachdem Siegfried Budge (1869-1941) sich erfolglos um eine Anstellung im Ausland bemüht hatte, fanden er und seine Frau Ella bei seiner Tante Emma in Hamburg Unterschlupf. Es muss für Emma ein Trost gewesen sein, Verwandte um sich gehabt zu haben – selbst wenn deren Lage auch Anlass zu größter Sorge gab. Siegfrieds und Ellas einzige Tochter Nelly, geboren 1898 in Frankfurt, hatte den Dirigenten Emil Kahn (1896-1985 New York) geheiratet und mit ihm die Kinder Hans, Hans Peter (Peter), Eva und Hans Wolfgang (Wolf) Kahn bekommen. Viel zu jung, starb Nelly schon 1931. Die Kinder lebten bei der Großmutter mütterlicherseits in Frankfurt, verbrachten aber öfter die Ferien bei ihren Großeltern väterlicherseits im Hamburger Budge-Palais. Emil Kahn, der seit 1925 in Stuttgart tätig gewesen war, wurde im März 1933 als Dirigent des Philharmonischen Orchesters Stuttgart entlassen; unter dem Namen Fredy Linter baute er danach eine von einem Stuttgarter Unternehmer finanzierte Tanzkapelle auf, mit der er auch Schallplatten aufnahm. 1935 gelang ihm und seinen Kindern unter schwierigen Umständen die Emigration in die USA.

Siegfried und seine Frau Ella waren die letzten rechtmäßigen Bewohner des Budge-Palais. Nach Emmas Tod mussten sie die Villa verlassen;

die folgenden vier Jahre waren durch die schwierige, demütigende, von mehreren Umzügen begleitete Suche nach einer neuen Unterkunft geprägt. Siegfried starb 1941 nach langer Krankheit in Hamburg. Seine Frau Ella wurde nach dem Tod ihres Mannes am 11. April 1942 von der Hamburger Gestapo verhaftet. Vermutlich legte man ihr, wie so vielen, ein konstruiertes »Devisenvergehen« zur Last. Ohne Grund hielt man sie über drei Wochen im Polizeigefängnis und im KZ Fuhlsbüttel fest. Wenige Wochen später erhielt sie den Deportationsbefehl. Ellas Vermögen wurde mit sofortiger Wirkung beschlagnahmt. Wie die übrigen »Transportteilnehmer« musste sie ein Vermögensverzeichnis ausfüllen und es zusammen mit dem ihr noch verbliebenen Bargeld im Versammlungslokal, das in der ehemaligen Freimaurer-Provinzialloge von Niedersachsen in der Moorweidenstraße 36 eingerichtet worden war, abliefern. Die Schlüssel hatte man, nachdem die eigene Wohnung zum letzten Mal von außen zugeschlossen worden war, beim zuständigen Polizeirevier abzugeben. Der Oberfinanzpräsident zog das Eigentum der »evakuierten« Juden ein.

Am 19. Juli 1942 brachte man Ella Budge aus dem Stadthaus – damals Sitz der Gestapo – zusammen mit 700 anderen Hamburger Bürgern ins KZ Theresienstadt. Dort starb sie am 6. November 1943.¹¹⁹

Ellas Enkel Peter Kahn beschrieb, wie sie die letzten Augenblicke der Freiheit nutzte, um ihm und seinen Geschwistern eine Botschaft zu hinterlassen, deren emotionale Intensität nur schlecht die Verzweiflung verdeckt, mit der sie verfasst worden sein muss.

Bevor meine Großmutter von Hamburg abtransportiert wurde, schrieb sie uns einen Brief, den ein Freund, wohl unter großer Gefahr, für uns (die Enkelkinder) bis nach dem Krieg aufbewahrte und der uns dann nach großen Schwierigkeiten erreichte. In dem Brief schrieb unsere Großmutter: »Nun will es das unerbittliche Schicksal, dass alle Juden aus Hamburg evakuiert werden, und zwar schon im Juli, sodass nunmehr keine Gewissheit für mich besteht, Euch – wenn überhaupt – in absehbarer Zeit umarmen zu dürfen ... Beim Verlassen Deutschlands habe ich unterschreiben müssen, dass ich dem Deutschen Reich mein Vermögen freiwillig gebe ... Ihr könnt diesen Gewaltakt als Amerikaner nach Kriegsende anfechten, sollte ich nicht mehr am Leben sein.«¹²⁰

Erpressung – oder: Wie kommt man an Emmas Erbe?

1937: Alle vier (jüdischen) Testamentsvollstrecker befanden sich zum Zeitpunkt von Emmas Tod in Hamburg. Zwei von ihnen, Max Warburg und Hermann Samson, widmeten sich in noch heute nicht genug zu würdigender Weise der Rettung der deutschen Juden und setzten sich so selbst großer Gefahr aus. Samson hatte 1933 maßgeblich an der Gründung der Reichsvertretung für deutsche Juden mitgewirkt und sich in der Folgezeit in zahlreichen Gremien an den Hilfsaktionen für verfolgte Juden beteiligt; er sollte bereits 1938, mit nur 41 Jahren, an einem Herzschlag sterben; seiner Familie gelang wenig später die Flucht nach Großbritannien. Der in alle Richtungen bestens vernetzte Max Warburg erreichte es mit Hilfe von Treuhandstellen und des Hilfsvereins der deutschen Juden, dessen Vorsitz er 1935 übernommen hatte, dass bis 1938 über 75.000 Juden aus Deutschland emigrieren konnten – zum Teil unter Mitnahme wenigstens von Teilen ihres Vermögens.¹²¹ Wenn es zu jener Zeit überhaupt noch jemandem möglich war, das eigene Vermögen den zahlreichen Erben zukommen zu lassen, so muss Emma Budge zu Recht überlegt haben, dann Hermann Samson und Max Warburg.¹²²

Noch Jahrzehnte später äußert Henrys Urgroßneffe Peter Kahn Unverständnis. »Warum das Haus nicht an die amerikanische Regierung übergegangen sei, wie es das Testament vorsehe, sei bis jetzt nicht erklärbar. Jedenfalls wisse heute kein Mensch mehr, warum das Budge-Palais«, schrieb er 1987,

[...] mit seinem schönen Inhalt, den Gärten, und zwei »Nebengebäuden«, der »Garage« die selbst wie ein kleines Chalet aussieht, und einem grossen Haus in dem ein Freund von Emma Budge eine Frauenklinik leitete, sofort zum Kauf angeboten wurde.¹²³

Das Budge-Palais mit dem umgebenden Grundbesitz und weitere Grundstücke wurden der Stadt vom (jüdischen) Makler Adolph Kallmes zum Preis von 500.000 RM offeriert, was diese zunächst ablehnte. Dann aber bekundete der Reichsstatthalter Karl Kaufmann sein Interesse an dem Anwesen.

Heute wissen wir, was damals geschah: Günter Könke hat die empörende Geschichte um das Erbe Emma Budes minutiös rekonstruiert.¹²⁴

Emma hatte angesichts der sich verschärfenden diskriminierenden Lebensbedingungen eingesehen, dass ihre Hoffnung auf eine Akzeptanz innerhalb der deutschen Gesellschaft vergeblich war. In einer letzten Änderung ihres Testaments autorisierte sie ihre Testamentsvollstrecker, nach freiem Ermessen über Haus und Grundstück zu verfügen. Diese boten beides sofort nach ihrem Tod der Stadt zum Kauf an, denn die Erben – sämtlich Juden – befanden sich entweder bereits im Ausland, oder sie bereiteten ihre Auswanderung vor.

Der erste Kontakt verlief ohne Ergebnis. Schließlich aber zeigte der Hamburger Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP, Karl Kaufmann, Interesse. Er hatte sich 1933/34 zunächst in einer der Villen der Unternehmerfamilie Blohm im Harvestehuder Weg 10 eingerichtet.¹²⁵ Obwohl er die Budge-Villa abfällig als »völlig verbaut« bezeichnet hatte, war ihm offenbar angesichts des herrschaftlichen Ambientes des gesamten Anwesens und der unmittelbaren Nachbarschaft zum Harvestehuder Weg 10 doch sehr an der Übernahme des Gebäudes gelegen, das dann von 1938 bis 1945 als Zentralbüro des Reichsstatthalters dienen sollte. Die Stadt erwarb den gesamten Grundbesitz inklusive der Gebäude für 305.000 Reichsmark – ein weit unter dem tatsächlichen Wert liegender Preis. Der Erlös wurde nicht ausgezahlt, sondern auf ein Sperrkonto bei der Warburg Bank überwiesen. Seit dem Frühjahr 1938 hatten sich die deutschen Finanzbehörden, insbesondere die Hamburger Devisenbehörde, bemüht, in den Besitz des Erbes zu kommen. Die Kunstsammlung hatte auf den beiden Berliner Auktionen die Summe von 928.000 Reichsmark erzielt. Auch diese Summe wurde auf das beim Bankhaus Warburg eingerichtete Nachlasskonto überwiesen; die Gesamtsumme belief sich auf 6,9 Millionen Reichsmark.

»Zuerst setzten sie alles daran, die in der Schweiz befindlichen Wertpapiere nach Deutschland zu transferieren. Die Testamentsvollstrecker wurden dazu aus ihren Ämtern gedrängt.«¹²⁶ Samson, Warburg und Bernstein wurden zum Rücktritt genötigt; Kronheimer befand sich schon in Südafrika und trat nicht mehr in Erscheinung. In der Stiftung Warburg Archiv, Hamburg, haben sich zahlreiche Dokumente erhalten, aus denen sich die Probleme der finanziellen Abwicklung des Nachlasses ablesen lassen.¹²⁷ Die bereits im Ausland lebenden Erben erhielten ihre Anteile in Devisen ausgezahlt. Den noch in Deutschland lebenden Budge-Verwandten wurden im September 1938 auf Antrag

der Hamburger Devisenstelle ihre Pässe abgenommen. Ihre Ausreise aus Deutschland machte man – unter Androhung von Sicherheitshaft – von umfassenden Verzichtserklärungen abhängig. Zwei der Miterben nahm man sogar in Geiselhaft: Rudolf Ganz, der Sohn von Henrys Schwester Betty, wurde im KZ Buchenwald inhaftiert. Dr. Erich Adler, Ehemann von Marie Adler – einer Enkelin von Henry Budge's Schwester Franziska –, wurde in »Schutzhaft« genommen. Am 12. Januar lud man die beiden Ehefrauen vor die Devisenstelle: Sie mussten zustimmen, dass man ihnen die Gelder nur in Reichsmark auszahlen würde. Da die Ausfuhr von Reichsmark verboten war, fiel das Erbe an den Staat. Marie und Erich Adler und Maries Mutter, Frieda Feisenberger, durften im Gegenzug schließlich auswandern.¹²⁸ Erpressung, die perfide »Reichsfluchtsteuer« und andere Sonderversteuerungen sorgten dafür, dass den Erben vom Erlös aus Hausverkauf und Auktion nichts blieb. »Dieses gigantische Millionenvermögen hat sich in Luft aufgelöst oder besser gesagt: Es ist beim Fiskus gelandet.«¹²⁹

Tatkräftig mitgewirkt an dieser formellen Enteignung hat Emmas langjähriger Wirtschaftsprüfer Gottfried Francke. Er – ein Nichtjude – wurde 1939 von den NS-Behörden als Ersatz für die bisherigen Testamentsvollstrecker eingesetzt: Er sollte als Buchhalter des Nachlasses das Budge-Vermögen für das Reich sichern – und er hatte damit auf ganzer Linie Erfolg. Francke betrieb ein doppeltes Spiel: Einerseits genoss er zunächst das Vertrauen der Erben, andererseits sorgte er ganz unmittelbar dafür, dass sämtliche Auszahlungen nach Abschlag diskriminierender Sonderabgaben auf Sperrkonten landeten, wo sie dem Zugriff der Erben entzogen waren.

Das Budge-Palais wird zur Reichsstatthalterei

Am 1. April 1938 war die Umwandlung des Budge-Palais in die »Reichsstatthalterei« komplett: Im Inneren hatte man eine neue, Büro zwecken dienliche Aufteilung vorgenommen, die weitgehend der heutigen Situation entspricht. Und wo sich früher Gemälde und Tapiserien befanden, repräsentierten nun insgesamt acht Hitler-Porträts, vier Göring-Bildnisse und zwei Porträts von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß die neuen Besitzer. Das ehemalige Budge-Palais war zum Hauptsitz der hambur-

gischen Staatsverwaltung geworden; hier befanden sich die Referate der Allgemeinen Verwaltung, die Konsular- und die Polizeiabteilung. Im zugehörigen Haus Magdalenenstraße 50 waren die Schul- und die Hochschulabteilung untergebracht. Vor allem aber residierte hier Karl Kaufmann, dessen aktive Judenverfolgungspolitik Livia Gleiß ausführlich nachgezeichnet hat:

In einem Haus, das ursprünglich von seinen jüdischen Eigentümern als großzügige Schenkung der Stadt Hamburg zgedacht war, sollte nun, für acht Jahre bis zum Ende der nationalsozialistischen Diktatur, eine Person residieren, die maßgeblich die Planung und Umsetzung der Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden vorantrieb.¹³⁰

Kaufmanns Machtfülle war nahezu unbeschränkt. Nachdem 1935 die Länderhoheit zugunsten eines zentralistisch regierten Einheitsstaates beseitigt worden war, übernahm er auch den Senat: Die Senatoren agierten nur noch als Berater, Bürgermeister Carl Vincent Krogmann wurde zum Befehlsempfänger degradiert. Reichsstatthalter Kaufmann war Gauleiter der NSDAP Hamburg, »Führer« der hamburgischen Landesregierung mit Sitz im Rathaus, Chef der hamburgischen Staats- und Gemeindeverwaltung, Reichsverteidigungsminister im Wehrkreis X sowie – ab 1942 – Reichskommissar für die deutsche Seeschifffahrt. Er errichtete das KZ Fuhlsbüttel und ordnete persönlich und massiv Folterungen an – und er setzte sich, noch vor Beginn der reichsweiten Deportationen, schon im Oktober 1941 bei Hitler dafür ein, mit den Deportationen von Juden aus Hamburg beginnen zu dürfen. Dass man sich an ihn heute, in weitgehender Ignorierung dieser Tatbestände, vor allem als »Retter Hamburgs« erinnert, verdankt sich seiner am 3. Mai 1945 getroffenen Entscheidung, die Stadt entgegen Hitlers Befehl kampfflos an die Alliierten zu übergeben. Nach dem Krieg wurden alle Anklageverfahren gegen ihn eingestellt, und Kaufmann konnte als Teilhaber eines Versicherungsunternehmens, das sein früherer Gauwirtschaftsberater Otto Wolff führte, sowie einer Chemiefabrik ein ungestörtes Leben führen. Im Alter bezog er eine gute Pension. Er starb 1969, im Alter von 69 Jahren, in der Villa Harvestehuder Weg 10 – ironischerweise nur wenige Schritte entfernt von seinem ehemaligen Wirkungsort, nur wenige Meter von

1933 und die Folgen

der Budge-Villa entfernt. Sein 1939 auf dem Gelände der Budge-Villa erbauter Bunker – »Befehlsstelle des Reichsverteidigungskommissars im Wehrkreis X« – steht noch heute. Bestens mit Maschinenraum, zwei Telefonzentralen, einer Belüftungsanlage, Aufenthaltsräumen und Toiletten ausgestattet, bot er 15 bis 20 Personen Schutz.

Nach 1945

Nachkriegsschicksal 1: Frankfurt

Das Henry und Emma Budge-Heim wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt. 1945 beschlagnahmten es die US-Amerikaner. 1951 wurden Wiedergutmachungsansprüche geltend gemacht. Fünf Jahre später trafen nach langen komplizierten Verhandlungen die Stadt Frankfurt, die Jüdische Gemeinde und die Nachfolgeinstitution des Israelitischen Almosenkastens – ISRO – eine Vereinbarung, nach der die Stiftung ihre alten Rechte und Vermögenstitel zurückerhielt; die USA bezahlten von nun an 94.000 DM Miete.¹³¹ 1964 übernahm die Bundesvermögensverwaltung Haus und Grundstück für 1,8 Millionen DM. Zusammen mit den Mieteinnahmen bildete dieser Betrag die Grundlage für den Bau eines neuen Altenheimes mit 391 Betten im Stadtteil Seckbach, das 1968 eingeweiht wurde und bis heute existiert. Zu Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Stiftungsvorstandes führte die Frage der koscheren Verköstigung. Diese hatte es offenbar am Edingerweg nicht gegeben. Jetzt aber setzten sich die jüdischen Vorstandsmitglieder durch: Im neuen Heim in Seckbach ist es seitdem möglich, nach den rituellen Vorschriften zubereitetes Essen zu erhalten. Außerdem wurden ein Synagogenraum und eine ökumenische Kapelle eingerichtet.

Nachkriegsschicksal 2: Hamburg

Noch 1945 benannte die Stadt, möglicherweise auf Initiative Eric Warburgs, in Winterhude, nördlich vom Stadtpark gelegen, eine Straße nach Henry Budge.

Im Mai 1945 übernahmen die britischen Besatzer das ehemalige Budge-Palais. Der allein Offizieren vorbehaltenen Westside-Club übersiedelte vom Hotel Atlantic ins Budge-Palais, wo auch zwei Bars und ein Speiseraum installiert wurden. »Kapellen spielten auf zum Tanz. Im Spiegelsaal gastierten englische Schauspieler. Und die unterirdische Kegelbahn erfreute sich regen Zuspruchs.«¹³²

1956 übergab man das Gebäude der Hochschule für Musik und Theater/Darstellende Kunst als Domizil. Ihr diente der Spiegelsaal als Aula sowie als Raum für Konzerte und Kammermusik. Noch heute haben sich im Gebäude zahlreiche Einrichtungsdetails wie schmiedeeiserne Gitter, greifen- und puttenverzierte Kaminumrahmungen, in Relief ausgeführte Supraporten, ja, sogar farbige Glasfenster, Spiegel, Leuchten, Reste originaler Tapeten erhalten. Das Palais selbst wurde für seinen neuen Zweck erweitert; den klassizistischen Teepavillon und die Treibhäuser riss man ab. Henrys Musikzimmer wurde restauriert; heute nutzt es die Musikhochschule als Kammermusikraum.

Da die Hochschule für Musik und Theater eine räumliche Erweiterung benötigte und anbauen wollte, beschloss man 1980, den Spiegelsaal trotz seiner guten Akustik abzureißen. Auf Veranlassung von Heinz Spielmann und mit Unterstützung der Elsbeth Weichmann-Stiftung konnte die Dekoration ausgebaut und 1987 im Museum für Kunst und Gewerbe erneut zu einem – etwas anders dimensionierten – Saal zusammengefügt werden. Hier dient er seitdem als beliebter Veranstaltungsraum für Musikaufführungen und Lesungen.

Restitution

Melanie Jacobi hat in ihrer Kieler Masterarbeit detailliert die Restitutionsansätze beschrieben, die mit dem Besitz von Henry und Emma Budge zusammenhängen.¹³³ Eine erste Forderung gab es bereits in den 1950er-Jahren. Damals machte die Erbegemeinschaft Budge ihren Anspruch auf einen silbernen »Hochzeitsbecher« geltend, der im Zuge der Auktion 1937 vom Berliner Schlossmuseum erworben worden war. Im Krieg war das Objekt ausgelagert worden; es befand sich zu diesem Zeitpunkt noch immer in einem der amerikanischen Central Collecting Points in Wiesbaden. Heute scheint es unvorstellbar, dass

sich das Frankfurter Landgericht 1954 gegen eine Restitution des Silbergefäßes entschied. Das Urteil wurde mit dem Argument begründet, dass die Auktion 1937 nur stattgefunden habe, weil die Erben die Erbschaftssteuer sonst nicht hätten bezahlen können:

Eine Entziehung im Sinne des Rückerstattungsgesetzes hat nicht stattgefunden. Aufgrund der glaubwürdigen Aussage des Mittestamentsvollstreckers Francke sieht die Kammer als erwiesen, dass zur Zeit der Versteigerung eines Teils des Nachlasses keinerlei diskriminatorische Abgaben zu zahlen waren [...].¹³⁴

Heute ist es unbestritten, dass die beiden Versteigerungen als verfolgungsbedingte Zwangsverkäufe einzuschätzen sind, die der Notsituation der Erben geschuldet waren – schließlich sollte der Erlös ihnen ja die Auswanderung ermöglichen. Verantwortlich für diese Fehleinschätzung durch das Gericht war somit der bereits erwähnte Gottfried Francke, der hier gegen die Interessen der Erbengemeinschaft arbeitete.

Danach passierte jahrzehntelang nichts. Erst in den 1990er-Jahren begann die Jewish Claims Conference, sich für den Budge-Besitz zu interessieren – sie wurde immer dann als Rechtsnachfolgerin eingesetzt, wenn sich keine jüdischen Erben ermitteln ließen.¹³⁵ Ansprüche konnten jedoch nur für Objekte in Museen der neuen Bundesländer geltend gemacht werden. Für das Gebiet der alten Bundesrepublik Deutschland waren die Anmeldefristen bereits in den 1950er-Jahren abgelaufen. Tatsächlich fand man im Staatlichen Museum Schwerin drei Objekte, welche dieses ebenfalls auf der Berliner Auktion erworben hatte: die Feldherrnstatuette aus Böttgersteinzeug und zwei französische Fächer. Im Jahr 2012 ist für diese Objekte eine gütliche Einigung erfolgt: Mit Hilfe der Kulturstiftung der Länder, der Rudolf-August Oetker-Stiftung und der Hermann Reemtsma Stiftung konnten die Objekte für das Schweriner Museum erworben werden.

Die bereits erwähnten beiden kostbaren Objekte im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe befinden sich ebenfalls noch an Ort und Stelle und sind dem Publikum bis heute zugänglich. Dieser glückliche Umstand verdankt sich einer »inoffiziellen« Entschädigungsleistung: Eine unerwartete Kette von Umständen hatte es Wilhelm Hornbostel ermöglicht, Kontakt zum Budge-Erben Wolf Kahn aufzunehmen, einem

der Enkel von Ella und Siegfried Budge und somit einem Urgroßneffen von Emma.¹³⁶ Kahn, der lebhaft Erinnerungen an seine Tante und ihr prächtiges Palais hatte, lebte als Maler in den USA. 2001 organisierte Hornbostel für ihn eine Ausstellung im translozierten Spiegelsaal. Für die beiden Nürnberger Pokale hatte ein inzwischen eingeholtes Gutachten ergeben, dass gegen das Museum zwar keine gesetzlichen Rückerstattungsansprüche bestünden – dass aber eine moralische Verpflichtung unabweisbar sei. 2002 reiste Hornbostel in die USA, wo er Wolf Kahn und drei weiteren Budge-Erben freiwillig jeweils 30.000 Euro als »Zeichen der Demut und der Anerkennung« anbot. Die insgesamt 120.000 Euro stellte die Campe'sche Historische Kunststiftung zur Verfügung. Das Angebot wurde angenommen.

Später fand sich im Bestand des Museums für Kunst und Gewerbe ein weiteres Objekt aus der Sammlung Budge: ein um 1900 entstandenes, detailreich ausgestattetes Puppenhaus. Es hatte auf der Auktion keinen Käufer gefunden, war über den Kunsthandel in eine Hamburger Privatsammlung gelangt und von dort 1972 an das Museum für Kunst und Gewerbe verkauft worden. 2011 kam es zu einer gütlichen Einigung mit den Erben und zur Zahlung eines Betrages in unbekannter Höhe.

Mit zwei Porzellanfiguren, zwei Kristallflakons und Teilen eines Tafelservices sind 2004 weitere Stücke aus dem Besitz von Emma Budge im Rahmen einer Schenkung in das Museum für Kunst und Gewerbe gelangt. Sie gehörten einer ehemaligen Hausangestellten, die damit von Emma bedacht worden war.

Im selben Jahr tauchte im Londoner Kunsthandel das 1670 entstandene Gemälde des niederländischen Meisters Adriaen Hendricksz Verboom auf, das eine »Elegante Gesellschaft beim Kegelspiel« darstellt. Da es nachweislich der Sammlung Emma Budge entstammte, wurde seine Versteigerung abgesagt. Die Geschichte nahm ein glückliches Ende, denn die Henry und Emma Budge-Stiftung konnte das Gemälde zum halben Schätzwert erwerben. Heute hängt es in dem noch immer von der Stiftung betriebenen Seniorenheim in Frankfurt-Seckbach.

Neue rechtliche Grundlagen haben dazu geführt, dass zudem 2010 eine Kollektion von Textilien des 17. Jahrhunderts, die sich im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum in Schloss Gottorf befand, an die Erbengemeinschaft zurückgegeben wurde. Es handelte sich unter ande-

rem um einen gewirkten Kissenstreifen mit der Geschichte des »Verlorenen Sohnes«, ein Kissen mit der Darstellung der »Königin von Saba«; weitere Arbeiten zeigten »Jonas und den Walfisch« sowie »Die Flucht nach Ägypten«. Im Nachgang entdeckte man im Landesmuseum einen 1750 aus Perlmutter und Vogelpergament gefertigten »Fächer mit Vogelneß«.

Die Kunsthalle und das Focke-Museum in Bremen haben inzwischen die barocke Bronzestatue einer Diana sowie ein im frühen 17. Jahrhundert entstandenes Wappenkissen an die Erben zurückgegeben. Auch das LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster hat ein 1937 erstandenes Wappenkissen zurückerstattet, das Lübecker St. Annen-Museum bereitet gerade eine Rückgabe für zwei weitere Wappenkissen vor. Das Ulmer Museum hat kürzlich ein kostbares, 1650 vom Ulmer Meister Hans Ludwig Kienlin d. Ä. gefertigtes Trinkschiff aus Silber restituiert; das Museum konnte es mit Unterstützung der Kulturstiftung der Länder ankaufen.

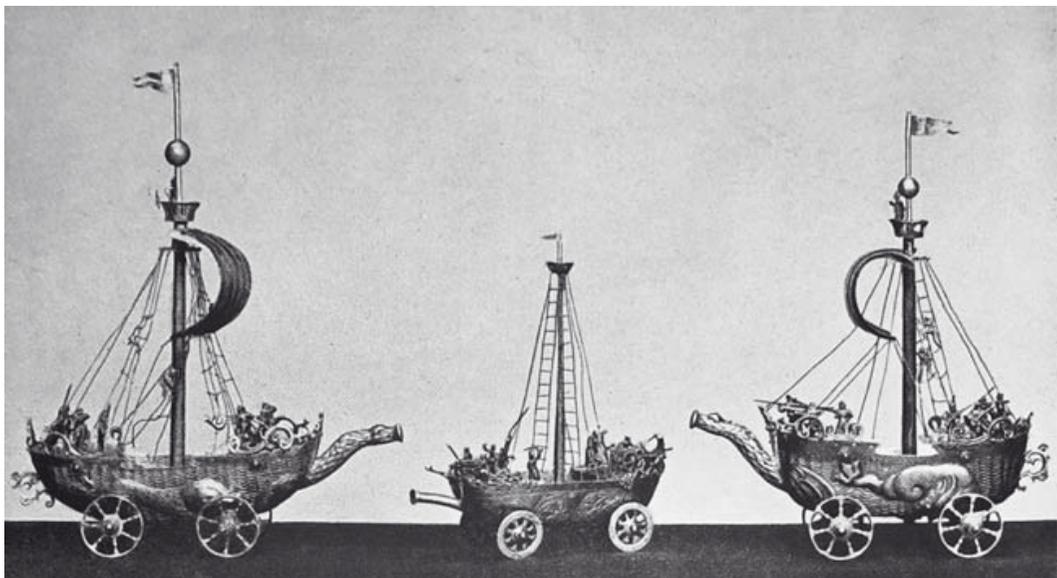
Das Columbus Museum of Art in Ohio hatte von dem amerikanischen Kunstsammler Frederick W. Schumacher zwei Gemälde aus der Barockzeit geerbt: ein von dem Engländer John Hoppner gemaltes Bildnis einer Dame und ein dem Umkreis des Franzosen Hyacinthe Rigaud zugeschriebenes Bildnis eines Herrn. Beide Gemälde wurden 2010 restituiert und über das Auktionshaus Sotheby's weiterverkauft.

Einen Sonderfall – weil Restitution aus Privatbesitz – stellt die große, 1750 in den Niederlanden hergestellte Tapiserie dar, die sich bis vor wenigen Jahren im Hamburger Hotel Vier Jahreszeiten befand; viele Hamburger und auswärtige Gäste werden sich an sie erinnern. Sie war in der Auktion durch die renommierte Münchner Kunsthandlung Julius Böhler erworben und später an den Hoteleigentümer Fritz Haerlin weiterveräußert worden. Trotz nicht bestehender rechtlicher Verpflichtungen gab das Hotel Vier Jahreszeiten 2011 die Tapiserie an die Erben zurück.

Weitere abgeschlossene Restitutionsfälle betreffen Objekte aus dem Stadtmuseum München, dem Schweizer Nationalmuseum in Zürich, dem Maximilianmuseum in Augsburg, dem Landesmuseum Mainz, dem Landesmuseum Württemberg in Stuttgart und dem Historischen Museum in Bamberg – das den 1937 ersteigerten vergoldeten Schönborn-Löwenpokal für 350.000 Euro zurückkaufen konnte.



Trinkgefäß in Form eines Schiffes, um 1650, Museum Ulm



Auktionskatalog Paul Graupe, Tafel 41



Emma Budge, Fotografie, o. J.

Wiedergutmachungsansprüche, Restitutionsverfahren, Rückführungen – die langen Schatten der Vergangenheit reichen bis in unsere Zeit. Die Geschichte von Emma und Henry Budge ist auch unsere Geschichte. Wir Heutigen stehen zugleich vor einem Prachtbau, dem repräsentativen Palais am Alsterufer – und einem Scherbenhaufen: dem Scherbenhaufen aus Verdrängung, Ausgrenzung, Scham und Schmerz. Sehr unübersehbar, massiv und scharfkantig liegt er auch hier vor unseren Füßen. Doch vielleicht gibt es etwas, das uns über ihn hinweg mit Budes verbindet kann: der unbedingte Glaube an die Kunst. Es hat etwas Tröstliches, dass im geliebten Hamburger Wohnsitz der Budes die Schönheit der Form, dass hier die Kunst – die Klangkunst – ein Zuhause gefunden hat. Doch noch immer sind Emma und Henry Budge im kollektiven Gedächtnis unserer Stadt nicht verankert. Dieses Buch möchte einen Beitrag dazu leisten, dass sich das ändert.

Anmerkungen

- 1 Gretzschel, Kindheitserlebnis.
- 2 Ebd.
- 3 Der Tagesspiegel am Sonntag (29. Dezember 2019), <https://www.tagesspiegel.de/meinung/pianist-igor-levit-erhielt-morddrohungen-habe-ich-angst-ja-aber-nicht-um-mich/25372372.html> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020).
- 4 Auch für das Folgende: Arnsberg, Budge, S. 6ff.
- 5 Ebd., S. 7.
- 6 Ebd., S. 8.
- 7 Zit. nach Schoeps, Riessers Plädoyer, S. 73-81.
- 8 Ebd.
- 9 Zit. nach ebd., S. 80.
- 10 Kahn, Autobiography, unpaginiert [S. 2].
- 11 Das Philanthropin war mit bis zu 1.000 Schülern die größte und am längsten existierende jüdische Schule in Deutschland; 1942 wurde es durch die Nationalsozialisten geschlossen.
- 12 Arnsberg, Budge, S. 19.
- 13 Ebd., S. 20; Roth, Art. Eisenbahn, S. 200.
- 14 Roth, Art. Eisenbahn, S. 200.
- 15 Wie auch das Folgende: Arnsberg, Budge, S. 20ff.
- 16 Ebd., S. 22.
- 17 Vgl. Hauschild-Thiessen, Budge, S. 17.
- 18 Ebd., S. 135 ff.
- 19 Birmingham, Crowd.
- 20 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 5].
- 21 Ebd. [S. 6].
- 22 Ebd.
- 23 Tiggemann, Familiensolidarität, S. 423 f.
- 24 Ebd.
- 25 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 6].
- 26 Zit. aus Lippmanns 1964 aus dem Nachlass herausgegebenen Erinnerungen, vgl. Tiggemann, Familiensolidarität, S. 426.
- 27 Zit. nach ebd., S. 426.
- 28 Ebd., S. 429.
- 29 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 1].
- 30 Vgl. von Behr, Haller, S. 155.
- 31 Ebd.
- 32 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 137.
- 33 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 3].
- 34 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 138 f.
- 35 Ebd.
- 36 Kahn, Autobiography, unpaginiert [S. 2].
- 37 Schiff, Journey, S. 22.

Anmerkungen

- 38 Kahn, Autobiography, unpaginiert [S. 1].
- 39 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 7].
- 40 Zit. nach von Behr, Haller, S. 156.
- 41 Zit. nach Klemm; Hornbostel, Haller, S. 85.
- 42 Zit. nach von Behr, Haller, S. 156.
- 43 Silke Reuther: Der Spiegelsaal aus dem Budge-Palais in Hamburg, in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, 28. September 2017, <https://juedische-geschichte-online.net/quelle/jgo:source-153> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020). Ein Plafondgemälde besaß der Spiegelsaal offenbar ursprünglich nicht. Für die Neuinstallation im Museum für Kunst und Gewerbe beauftragte Museumsdirektor Wilhelm Hornbostel den Maler Klaus Fußmann mit einer modernen Ausführung – der Darstellung eines Wolkenhimmels.
- 44 Konerding, Spiegelsaal, S. 90.
- 45 Ebd., S. 92.
- 46 Ab 1925 wurde in Meßtorfs Villa das Bergedorfer Rathaus eingerichtet – unter Beibehaltung des weitläufigen Parks und des Saales.
- 47 Konerding, Spiegelsaal, Anm. 24. An dieser Stelle irrt Peter Kahn, der die Adler als Dekoration beschreibt, die in der Nazi-Zeit installiert wurden.
- 48 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 140.
- 49 Zit. nach ebd., S. 140.
- 50 Werner, Stiftungen, S. 249.
- 51 Ebd., S. 58f.
- 52 Arnsberg, Budge, S. 61.
- 53 Ebd., S. 23.
- 54 Klemm, Museum, S. 131.
- 55 Ebd., S. 132.
- 56 Ebd.
- 57 Ihre außerordentlich qualitätvolle Kollektion wurde 1960 bei Sotheby's versteigert.
- 58 Jacobi, Restitution, S. 112.
- 59 Wie das Folgende: Klemm, Museum, S. 276.
- 60 Vgl. ebd., S. 275 ff.
- 61 Ebd.
- 62 Ebd.
- 63 Der Teppich hat den Krieg überdauert und ist in den Besitz der Galerie Ferdinand Möller (ursprünglich Berlin) gelangt, wo er sich 1947 noch befand; sein weiteres Schicksal ist unbekannt, vgl. Klemm, Museum, Anm. 217. Möller war ab 1938 wie Hildebrand Gurlitt mit dem Verkauf von im Rahmen der Aktion »Entartete Kunst« beschlagnahmten Kunstwerken beauftragt.
- 64 Auch für das Folgende: Arnsberg, Budge, S. 37.
- 65 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 141.
- 66 Ebd.
- 67 Ebd.
- 68 Zit. nach ebd.
- 69 Frankfurter Nachrichten (7. Dezember 1920), in: Archiv der Henry und Emma Budge-Stiftung, Frankfurt a. M.
- 70 Arnsberg, Budge, S. 39.
- 71 Vgl. Flohr, Hamburg.
- 72 Sonderling, Five Gates, S. 109. Sonderling wanderte 1923 in die USA aus und wurde Rabbiner in Los Angeles.

- 73 Heine, Deutschland, Caput XXII, S. 104.
74 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 142.
75 Ebd.
76 Arnsberg, Budge, S. 40.
77 Ebd.
78 Wie das Folgende: ebd., S. 40f.
79 Ebd.
80 Ebd.
81 Fritz Schumacher, Frühlingsspaziergänge, zit. nach Hauschild-Thiessen, Budge, S. 143f. Bess Mensendieck (1864-1957) war eine US-amerikanische Gymnastiklehrerin niederländischer Abstammung, die eine ungeheuer erfolgreiche Körpertherapie erfunden hatte; zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrieb sie ein ganzes Netz von Mensendieck-Schulen in Europa und den USA.
82 Zit. nach Arnsberg, Budge, S. 24.
83 Ebd.
84 Archiv der Henry und Emma Budge-Stiftung, Frankfurt a. M.
85 Frankfurter Zeitung (23. Dezember 1928), Archiv der Henry und Emma Budge-Stiftung, Frankfurt a. M.
86 Hauschild-Thiessen, Budge, S. 143.
87 Ebd., S. 145.
88 Arnsberg, Budge, S. 43f.
89 Ebd., S. 44.
90 Ebd., S. 5f.
91 Edgar Bönisch: Das Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, <https://www.juedische-pfleugeschichte.de/henry-und-emma-budge-heim-fuer-alleinstehende-alte-menschen/>, 2013 (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020).
92 Fink, Eröffnung, S. 462.
93 Werner, Stiftungsstadt, S. 471f.
94 Ebd., S. 25 und S. 245.
95 Reuther, Sammeln, S. 24.
96 Jacobi, Restitution, S. 60ff.
97 Könke, Budge-Palais, S. 658.
98 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginirt [S. 7].
99 Vgl. Gleiß, Familie, S. 14ff.
100 Fischer-Radizi, Liebeschütz-Plaut, S. 179.
101 Jacobi, Restitution, S. 150ff. Es ist kein Zufall, dass das heutige US-Generalkonsulat in Hamburg seit 1951 in unmittelbarer Nähe residiert – in einem Gebäude, das durch den Umbau und die Zusammenfügung der Villen Rée und Michaelsen entstanden ist. Die durch einen Torbogen miteinander verbundenen Häuser waren schon Ende des 19. Jahrhunderts an die Familie Riedemann veräußert worden. Nach Umbau und Zusammenlegung der Villen durch die Hamburger Architekten Erich Elingius und Johann Gottfried Schramm richtete der nationalsozialistische Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann hier sein Hauptquartier ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg konfiszierte die britische Militärregierung das Gebäude und verkaufte es 1950 an die USA.
102 Ebd.
103 Stiftung Warburg Archiv, Hamburg, Akten Budge.
104 Ebd.
105 Werner, Stiftungsstadt, S. 330.

Anmerkungen

- 106 Arnsberg, Budge, S. 62.
- 107 Edgar Bönisch: Das Henry und Emma Budge-Heim für alleinstehende alte Menschen, <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/henry-und-emma-budge-heim-fuer-alleinstehende-alte-menschen/>, 2013 (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020).
- 108 Jacobi, Restitution, S. 178.
- 109 Werner, Stiftungsstadt, S. 331.
- 110 Hier wie im Folgenden: Caroline Flick: Zur Übernahme des Auktionshauses Paul Graupe durch Hans W. Lange, April 2013, <http://carolineflick.de/publikationen/Uebernahme-des-Auktionshauses.pdf> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020).
- 111 Ebd., S. 5.
- 112 Sammlung Emma Budge.
- 113 Ebd., S. 129. Die Berliner Industriellengattin Hermine Feist (1855-1933) besaß eine Porzellansammlung, die als eine der umfangreichsten in Europa galt und einen nahezu vollständigen Überblick über das deutsche Porzellan bot. Nachdem sie infolge der Inflation einen Großteil ihres Vermögens verloren hatte, übernahm das Berliner Schlossmuseum (heute Kunstgewerbemuseum) die meisten Stücke der Kollektion.
- 114 Heuß, Testament, S. 85 f.
- 115 Ebd.
- 116 Ebd., S. 86.
- 117 Reuther, Sammeln, S. 29.
- 118 Caroline Flick: Zur Übernahme des Auktionshauses Paul Graupe durch Hans W. Lange, April 2013, <http://carolineflick.de/publikationen/Uebernahme-des-Auktionshauses.pdf> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020), S. 19.
- 119 Livia Gleiß: Zwei »Stolpersteine« vor dem Budge-Palais, <https://hagalil.com/archiv/2008/06/budge.htm> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020).
- 120 Kahn, Budgehaus, S. 148.
- 121 Hoffmann, Warburg, S. 145 ff.
- 122 Max Warburg war nur mit Mühe überhaupt zur Emigration zu bewegen – er reiste, zusammen mit seiner Frau Alice, im August 1938 in buchstäblich letzter Sekunde nach New York und starb dort 1946.
- 123 Kahn, Wiedergutmachungsangelegenheit, unpaginiert [S. 8].
- 124 Könke, Budge-Palais, S. 658 f.
- 125 Vgl. Diercks, Alster, S. 56. Die Villa im Harvestehuder Weg 10 wurde in den 1960er-Jahren für einen Erweiterungsbau der Staatlichen Hochschule für Musik abgerissen.
- 126 Werner, Stiftungsstadt, S. 331.
- 127 Stiftung Warburg Archiv, Hamburg, Akten Budge. Dorothea Hauser sei herzlich für ihre freundliche Unterstützung gedankt.
- 128 Livia Gleiß: Zwei »Stolpersteine« vor dem Budge-Palais, <https://hagalil.com/archiv/2008/06/budge.htm> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020), S. 21 f.
- 129 Silke Reuther, zit. nach Müller, Raubkunst, o. S.
- 130 Vgl. Livia Gleiß: Zwei »Stolpersteine« vor dem Budge-Palais, <https://hagalil.com/archiv/2008/06/budge.htm> (letzter Zugriff: 12. Oktober 2020), S. 17 ff.
- 131 Vgl. ausführlich Arnsberg, Budge, S. 45 ff.
- 132 Hauschild-Thiessen, Haller, S. 148.
- 133 Jacobi, Restitution.
- 134 Zit. nach ebd., S. 78 f.
- 135 Heuß, Testament, S. 90.
- 136 Gretzschel, Geste.

Anhang

Peter Kahn

Eine Wiedergutmachungsangelegenheit: das Budgehaus,
Harvestehuderweg 12, Hamburg

Häuser sind wie Familien, sie haben ihre Geschichte. Kein Wunder also, dass man Familien »Häuser« nennt, aber dann meistens nur, wenn sie adelig sind, oder doch wenigstens reich. Meine Familie war reich, aber nicht adelig, sie war jüdisch. Ein Grossonkel von uns, Henry Budge, liess sich in Hamburg ein Haus bauen, in einer eleganten Gegend, am Harvestehuder Weg an der Alster. Das war in 1903, nachdem der reiche amerikanische Onkel nach Deutschland zurückkehrte, um von den ausgiebigen Früchten seiner amerikanischen Tätigkeit zu leben, ausgiebig und angenehm natürlich. Er kaufte sich ein Haus, das schon in 1884 für einen Schiffsmakler, einen Herrn Ivan Gans, gebaut worden war. Es war für die grossen Ansprüche meines Onkels zu klein, da es ja nur 30 Zimmer hatte, und musste von dem ursprünglichen Architekten umgebaut und auf ungefähr 50 Zimmer erweitert werden (wenn man die vielen Badezimmer, die Küche, und den Theatersaal da nicht mit einrechnet). Sein Architekt, Martin Haller, arbeitete über 8 Jahre an dem Haus, das man in unserer Familie gern das Budge-Palais nannte. Viele Hamburger nannten es aber die »Badeanstalt«, weil es so viele Badezimmer hatte (20, so viel ich mich erinnere). Das kam daher dass die Budes von Amerika kamen, wo Badezimmer unbedingte Notwendigkeiten der Leute guten Tons geworden sind, damals und auch heute noch. Der Architekt Martin Haller war in der damaligen Zeit der lokal berühmteste und erfolgreichste seiner Kollegen, ein geschickter Gebraucher des Stilkatalogs der Neunziger Jahre, wie er ihn im Hamburger Rathaus anwandte Mischung von Hansa- und Flämischem Barock, etwas übertrieben schwer und düster. In dem Haus Budge gebrauchte er das Vorbild eines mittelgrossen französischen Schlosses der Chambord Zeit, aber mit dänisch-klassizistischen Einflüssen. Dadurch wurde es etwas leichter, die Linien elegant und ohne mittelalterliche Nachwehen. Trotzdem machte es einen gutbürgerlichen Eindruck. Es hatte nämlich nahe Nachbarn, die in einem ähnlichen Stil und in ziemlich gleicher Grösse gebaut wurden, manche davon in einer Venezianischen Gotik,

andere von Bayrischem Barock beeinflusst. Das Haus meines Onkels war wohl das grösste, das vornehmste, in der ganzen Nachbarschaft.¹ Der Garten, der zum Alsterufer hinlief, war in französischer Art gepflanzt, mit Zierteichen, einem japanischen Teehaus geschmückt, Treibhäusern und englischen Parks versehen, die langsam in eine »natürliche« Landschaft übergingen. Ein Wintergarten stand neben dem Haupthaus, in dem Palmen und tropische Pflanzen gezogen wurden. Unter dem Garten lief eine Kegelbahn quer herüber, die wir als Kinder benutzten ohne die Spielregeln zu kennen, wir haben sie einfach erfunden. In der Alster stand ein Bootshaus, das schon in den dreissiger Jahren etwas verfallen und vergessen dastand. 20 Leute waren angestellt, das Haus und die Gärten zu betreiben. Im Frühling mussten dann noch mehrere Gärtner vorübergehend in den Treibhäusern und den formalen Beeten arbeiten, um die grossen Anlagen aufrechtzuerhalten. Im Haus selber herrschte ein Fräulein Bräundle, die Haushälterin, die Küche, Räume, und besonders das gesellschaftliche Leben des Hauses überwachte. Die Garage, die zuerst als Stall dienen sollte, aber von dem fortschrittlichen Henry Budge schon immer nur für seine Autos benützt wurde, sah wie ein kleines Schlösschen aus. In ihr wohnte der Hauptgärtner und die Familie des Chauffeurs. Als meine Mutter, eine geborene Budge, die Verwandten besuchte, wollte sie nicht in das Haus, sondern sie lebte in der »Garage«. Sie war sehr links eingestellt und stritt sich mit Tante und Onkel, die diese Einstellung unverständlich fanden. Mein Vater den die Budes eingeladen hatten, (es muss ungefähr 1922/23 gewesen sein) in dem Theatersaal sein Cello zu spielen, wollte beide Seiten befriedigen, was meine Mutter noch mehr ärgerte. Als wir in den dreissiger Jahren unsere Grosseltern und die Tante Emma in Hamburg besuchten, war das Familienlegende geworden, immer noch unverständlich für meine Tante. Aber ich greife voraus.

Onkel Henry, wie schon gesagt, kehrte im Jahre 1903 nach Deutschland zurück. Seine Frau Emma, eine gebürtige Lazarus, kam aus Ham-

1 Hipp, Herrmann, »Harvestehude/Rotherbaum«, Hamburg 1976, p. 558. »Den Höhepunkt (der gründerzeitlichen Einzelvillen am Harvestehuderweg) bildet aber das sogenannte Budge-Palais, Nr 14 [sic], erbaut für Ivan Gans, seit 1900 bis 1913 für den Kaufmann Henry Budge in grosszügigster Weise umgebaut und durch Anbauten erweitert.«

burg, und dort wollten die Budes wohnen. Erich Warburg, Mitglied der Hamburger Bankfamilie, der sich noch sehr gut an die Budes erinnerte, erzählte uns, dass Emma Budge bestimmte wie und wo man lebte, was man sammelte, wen man einlud, wie eine anspruchsvolle Familie ihr Leben gestaltete. Henry, ihr Mann, war mit allem einverstanden, und war froh, die vielen teuren Rechnungen bezahlen zu können. Er kam aus einer wohlhabenden aber keineswegs »reichen« Familie in Frankfurt am Main, wo sein Vater und Bruder mit Wertpapieren handelten. Der Bruder, mein Urgrossvater Max, war der Älteste und Heinrich (Henrys eigentlicher, deutscher Name) wurde anscheinend nicht Mitinhaber der Firma, sondern war dort als Prokurist »angestellt«. Im Jahre 1866 wanderte der 26 jährige Heinrich von Frankfurt aus nach Amerika, aus Gründen die heute nicht mehr bekannt sind. Frankfurt war damals eine Preussische Provinzstadt geworden, also wirtschaftlich nicht mehr so bedeutend wie die vormalige Freie Reichsstadt. Mit zwei anderen jungen Frankfurter Immigranten gründete er die Firma Budge, Schiff & Co. (Jacob Schiff und Leo Lehmann) in New York, auch eine Firma, die mit Wertpapieren handelte. Die Firma bestand nur 6 Jahre, wurde 1872 wieder aufgelöst, und alle drei Partner kamen wieder zurück nach Frankfurt. Aber zwei Jahre später kehrte er wieder nach New York zurück, und wurde später Partner der Bankfirma Hallgarten & Co. In 1879 heiratete er, 39 Jahre alt, Emma Budge, Tochter des Kaufmanns Ludwig Lazarus, der in Hamburg lebte.

Obwohl wir nicht viel über das Leben der Budes in Amerika wissen, kann festgestellt werden, dass Henry Budge als Fachmann der finanziellen Organisation der Eisenbahnen sehr angesehen war, und besonders während der Zeit der damaligen Wirtschaftskrisen an den meisten privaten und öffentlichen Komitees beteiligt war, die für Sanierung des Eisenbahnwesens in Amerika sorgten.

Er muss sich im Hintergrund gehalten haben, da er nie die prominente Rolle spielte, die viele seiner Freunde als Bankiers und Finanzexperten innehatten, Leute wie Jacob Schiff, sein erster Partner, Felix Warburg, Otto Kahn, oder August Belmont, der die Rothschild-Interessen in Amerika vertrat.

Steven Birmingham, der diese deutsch/jüdische Gesellschaft in New York achtungsvoll und auch etwas ironisch beschrieb, erwähnt Henry

Budge in seinem Buch »Our Crowd« nur kurz als vormaliger Partner Jacob Schiffs, den er und seine Frau auf einer Fahrt nach Japan begleiteten.

Budge war natürlich Mitglied der Gruppe, die Birmingham »Our Crowd« (unsere Leut') nannte, ein guter Titel; ich erinnere mich noch daran, dass meine beiden Frankfurter Grossmütter, Mitglieder einer ähnlichen, jüdischen Gesellschaft im Frankfurter Westend, diesen Ausdruck genauso wie die New Yorker benutzten; Leute die sozial gleichgestellt waren, mit denen man oft und gern zusammenkam, die es zu »etwas« gebracht haben, sich für die Künste interessierten, meistens, aber nicht unbedingt, jüdisch waren. Innerhalb der Familie lebten sie anspruchslos, beinahe puritanisch, aber ihr intellektuelles und kunstgeniessendes Leben war oft sehr anspruchsvoll. Die ihnen folgenden Generationen wurden oft Wissenschaftler oder Musiker und Künstler. Die meisten dieser Familien in New York gründeten enge Verbindungen durch Ehen, sogar manchmal innerhalb ihrer eigenen Familien. Solche beinahe dynastischen Familienverbindungen, anstatt wie bei den Habsburgern zu Landbereicherungen zu führen, brachten Vergrößerungen des Kapitals der Bankfamilien hervor. Solche Ehen wurden sorgfältig von Vätern/Bankiers geplant und ausgeführt.

Vielleicht kehrten die Budges zurück nach Deutschland weil sie kinderlos waren und deshalb keine engen Familienbeziehungen mit den anderen deutsch/jüdischen Kreisen in New York hatten. Jedenfalls kehrten sie in 1903 zurück, nicht nach Frankfurt, Henrys Vaterstadt, sondern nach Hamburg, dem Geburtsort seiner Frau. In unserer Familie sagte man, dass er seiner Frau versprochen hatte, sich früh von seinem Geschäftsleben zurückzuziehen, um sich nun dem »Leben selbst« (und seiner Frau) zu widmen. Und so baute er seiner Frau ein beinahe fürstliches Palais an der Alster in Hamburg. Dort wollte er den Rest seines Lebens verbringen, seiner Frau und damit auch sich selbst eine schöne Umgebung gestalten, in der ein gut gepflegtes gesellschaftliches Dasein, die Unterstützung der Künste, das Sammeln von kostbaren Gegenständen, und der Bau eines gepflegten, üppigen Gartens seine Ziele waren. Er konnte sich das leisten. Aber er hatte noch einen weiteren Gedanken für all diesen Aufwand; nach seinem Tode, und dem seiner Frau, sollten das Haus und die Gärten seiner geliebten Adoptivstadt, Hamburg, gehören.

Es sollte von dem Museum für Kunst und Gewerbe verwaltet werden, die Gärten sollten der Hamburger Bürgerschaft geöffnet werden, und von der Stadt weiterhin bepflanzt und gepflegt werden.

Henry Budge starb in 1928; seine Frau wurde als Universalerbin eingesetzt, hatte also Vollmacht über den Nachlass. Sie war eine starke Persönlichkeit, man konnte also voraussehen, dass sie diese Macht eines Tages benutzen würde. Ich erinnere mich noch gut an sie und die etwas gebieterische Art in der sie Hof hielt. Sie kaufte in der Nachbarschaft ein, in ihrem grossen Maibach, von einem uniformierten Chauffeur begleitet, manchmal auch mit meiner Grossmutter; sie stieg nie aus, sondern liess sich die Waren zum Wagen bringen. Daheim in ihrem übergrossen Haus herrschte sie in allen Dingen, über die gutgehaltene Küche, den Garten, und besonders ihr gesellschaftliches Leben, das immer sehr lebendig war, aber vollständig von ihr dominiert war. Wie Henry, so betonte Emma Budge, dass sie eine Amerikanerin war, hatte ihre grossen amerikanischen breakfasts, las amerikanische Zeitungen, und sprach über die Politik in der USA. Über die deutschen politischen Verhältnisse der damaligen Zeit, der Hitler-Zeit, zu sprechen, war ihr zuwider, und war Gesprächsthema nur, wenn sie damit anfangte. Ihre Haushälterin, Fräulein Bräundle, auch eine herrscherische Dame, hielt die anwesenden Kinder so im Zaum, dass Tante Emma ihr manchmal widersprach und uns zu Wort kommen liess. Das Haus war für Kinder wie ein Märchen, mit den vielen Ecken, den Zimmern, die wie Museen aussahen, den Gärten, die bis zur Alster runterliefen, wo ein verfallenes Bootshaus stand, in dem ein kleines Ruderboot lag, das die Tante für die eingeladenen Kinder bereit hatte.

In 1933 kam die »Machtübernahme« Hitlers. Frau Budge glaubte damals noch, dass sie das nichts angehe, dass sie als Amerikanerin von den politischen Umständen der neuen Zeit nicht berührt werden konnte. Aber ihre Verwandten begannen die antisemitischen Massnahmen der Nazis zu spüren. Mein Grossvater, Professor der Nationalökonomie in Frankfurt, wurde schon im März 1933 abgesetzt. Ein paar Monate später gingen unsere Grosseltern, auf Einladung Emmas, nach Hamburg, um bei ihr zu wohnen. Vetter, Neffen und Nichten wanderten aus Deutschland aus. Da sie amerikanische Zeitungen las, wusste sie sehr gut Bescheid über die Gesetze gegen die Juden und ihre Auswirkungen. Im Oktober 1933 änderte sie ihr Testament; das Haus, das ihr Leben darstellte, sollte

nicht an die Hamburger, und damit die deutsche Regierung, gehen. Sie bestimmte, dass es an die amerikanische Regierung vermacht werde, denn »es wäre widersinnig, eine von mir zugunsten der Stadt Hamburg angeordnete Verfügung weiter bestehen zu lassen« (Emma Budge Testament, 5.10.1933). Im Falle, dass die amerikanische Regierung dieses Erbe nicht annehme, sollte das Grundstück als Emma Budge-Heim an die jüdische Gemeinde gegeben werden. Um schnell vorwegzugreifen: diese Verfügungen wurden nie befolgt. Nach dem Tode Emma Budes wurden von Seiten der deutschen Regierung Massnahmen getroffen, die den Willen des Testaments völlig unausgeführt liessen.

Emma Budge starb am 14. Februar 1937. Nun folgten eine Reihe von Ansprüchen, von Seiten der Erben, der Stadt Hamburg, der deutschen Devisenstellen, in die die Gestapo, das Reichs-Innenministerium, die Züricher Kreditanstalt, Max Warburg und andere Testamentsvollstrecker des Budge Nachlasses verwickelt worden sind, so verwickelt, dass bis heute noch keine klare Lösung über den Ablauf der Sachen Budge vorliegt.

Warum das Haus nicht an die amerikanische Regierung übergang, nach den Verfügungen des Testaments, ist bis jetzt nicht erklärbar. Jedenfalls weiss heute kein Mensch mehr, warum das Budge-Palais, mit seinem schönen Inhalt, den Gärten, und zwei »Nebengebäuden«, der »Garage« die selbst wie ein kleines Chalet aussieht, und einem grossen Haus in dem ein Freund von Emma Budge, eine Frauenklinik leitete, sofort zum Kauf angeboten wurde. Ein Hausmakler richtete sich scheinbar an die Hamburger Behörden, die das Angebot aber erst ablehnten. »Für den Erwerb des Budge'schen Grundstückes besteht keine Interesse, da Anforderungen nicht vorliegen. Nur für das zum Grundstück gehörende Vorland kämen Ankaufsverhandlungen in Betracht, wenn der Staat sich der Vermittlung des jüdischen Maklers Kallmes bedienen will« (Notiz der Finanzverwaltung, Hamburg, geschrieben den 24. März 1937). Es wird in diesem Brief von demselben Herrn Kallmes berichtet, dass er beauftragt worden war das Haus Harvestehuderweg 12 zu verkaufen und zwar von den Testamentsvollstreckern. Noch im selben Jahr wurde der Inhalt des Hauses, die Sammlungen, die Gemälde, unter denen ein »Rembrandt« war, der aber als das Werk eines unbedeutenden Schülers bestätigt wurde, die Möbel, das Geschirr, alles in 5 Möbelwagen nach Berlin geschickt, wo

es versteigert wurde. Warum Berlin anstatt Hamburg ist heute auch nicht mehr herauszufinden. Der Auktionskatalog ist bis heute noch ein Nachschlagewerk für Sammler und Fachleute, die sich mit deutschem Porzellan, besonders mit Meissner Figurinen beschäftigen. Es ist nicht mehr möglich zu ermitteln wo die Sammlungen heute sind, die Quellen dafür »existieren nicht mehr«. Wir wissen nur, dass 1020 Teile für 927.942 Reichsmark versteigert wurden. Es ist auch unmöglich, die Werte der Sammlungen auf heutige Verhältnisse zu übersetzen. Wie so viele Summen über das Budget-Vermögen, kann man nicht einmal eine ungefähre Schätzung des Gesamtvermögens machen. In einem Artikel im Hamburger Abendblatt von Katharina Baark (vom 7. August 1986) spricht sie von 32 Millionen Reichsmark, eine viel höhere Summe als ich je gesehen oder gelesen hatte.

Warum die Hamburger Behörden das Angebot des Budge Hauses anfangs abgelehnt hatten, ist auch nicht mehr erklärlich. Aber plötzlich, im Herbst von '37, brauchte die neue hamburgische Staatsverwaltung die Bereitstellung von Büroräumen. Da staatseigene Gebäude nicht zur Verfügung standen, wurde das Grundstück als »notwendig« gekauft, für den Kaufpreis von 305.000 RM (Blatt 20ff. der Grundakten von Harvestehude Blatt 3527). Dass es der Reichsstatthalter Karl Kaufmann eilig hatte kann man aus seinem Brief an den Reichsminister der Finanzen Dez. 14/3, (Berlin W 8, Wilhelmsplatz 1/2) leicht ersehen: »Den Kaufvertrag füge ich bei mit der Bemerkung, dass ich meine Zustimmung dazu erteilt habe. Ich bitte auch Ihrerseits ... zuzustimmen und die für den Kauf erforderlichen Mittel durch Genehmigung der damit verbundenen Haushaltsüberschreitung zur Verfügung zu stellen ... Im Hinblick darauf, dass mit den Umbauten sofort begonnen werden soll, wäre ich für eine beschleunigte, gegebenenfalls fernmündliche Mitteilung Ihrer Entscheidung dankbar. gez. Karl Kaufmann, Reichsstatthalter«.

Also wurde das Haus noch im Sterbejahr Emma Budes die Reichsstatthalterei der Stadt Hamburg, ein Schicksal, das die Budge Familie gewiss nicht vorausgesehen hätte. Es war übrigens das Jahr in dem ich und mein Bruder Hans nach Amerika auswanderten, wo mein Vater schon zwei Jahre vorher hinging.

Der Verkauf des Hauses und seines Inhalts ist nicht erklärbar, da er ja gegen den Willen der Erblasserin durchgeführt wurde. Und doch

müssen die von Emma Budge eingesetzten Testamentsvollstrecker damit einverstanden gewesen sein. Die Erbschaft war sehr kompliziert, besonders da Emma Budge Amerikanerin war, da die Zuständigkeit der Hamburger Gerichte von den vielen Erben bestritten wurde. Man muss es deshalb für möglich halten, dass die Testamentsvollstrecker der Einfachheit wegen das Erbe schnell verteilbar machen wollten. In der damaligen Zeit war viel möglich, das man heute kaum verstehen kann. Der Ansicht eines Hamburger Richters von heute noch war dieser Verkauf »legitimierter Diebstahl«. Wer der Dieb, oder die Diebe, waren ist nicht mehr festzustellen.

Sicher ist, dass die derzeitige Regierung selbst eine wichtige Helfers-helferrolle spielte. Zuerst mussten die von Emma Budge eingesetzten Testamentsvollstrecker, alle Juden, meistens ins Ausland geflüchtet, abgesetzt werden, da sie als »Juden schwerlich geneigt waren, vom Ausland aus auf die gesamtdeutschen Notwendigkeiten Rücksicht zu nehmen.« (Begründung des Hamburger Amtsgerichts, 12.10.1938). Zur gleichen Zeit begann die Geheime Staatspolizei von Frankfurt aus ein Verfahren, das bis heute noch genau in den Akten (Aktenzeichen I/Z 487, Wiedergutmachungskammer beim Landgericht Hamburg) aufgezeichnet ist, aber nie von den Behörden der Nachkriegszeit erwähnt wurde, soweit das heute dokumentiert ist! Ein grosser Teil des Budge-Vermögens befand sich im Ausland, meistens in der Schweiz. Man muss daran denken, dass Emma Budge Amerikanerin war, dass also die Gesetze die den deutschen Bürgern gegenüber galten, nicht zutreffend waren. Die deutschen Devisenstellen waren sich darüber klar und haben es schriftlich auch festgestellt. Einige Budge-Erben wollten auswandern, ein Wunsch der aus den damaligen Umständen leicht zu verstehen ist. In der Tat versuchten die deutschen Behörden Deutschland »judenrein« zu machen indem sie die Juden zwingen wollten, auszuwandern. Das war also in einer Zeit in der die sogenannte »Endlösung« noch nicht geplant und ausgeführt wurde.

Nun bestand die »Gefahr«, dass die sich in Deutschland befindlichen Erben auswandern und so das im Ausland befindliche »Devisengeld« erhalten konnten. Mindestens zwei Erben wurden in »Schutzhaft« und ins Konzentrationslager »Buchenwald(e)« gebracht: »Der Miterbe Rudolf Ganz befindet sich im Konzentrationslager Buchenwalde. Ich (Oberfinanzpräsident Kassel, Devisenstelle Frankfurt a. M.) habe ver-

anlasst, dass er nur mit meiner Zustimmung freigelassen wird. Bei dem Ehemann der Miterbin Maria Adler, der auch in Schutzhaft ist, habe ich die gleichen Massnahmen getroffen, um sie zu verhindern, dass die Jüdin Maria Adler nach Rückkehr ihres Ehemannes mit diesem ins Ausland flieht ...« (Schreiben an die Geheime Staatspolizei, Frankfurt a. M. des 2.12.1938, Devisenstelle S, Frankfurt). In einem Brief des 18.1.39 von derselben Stelle an den Oberfinanzpräsidenten Hamburg: »Nach den mir von den Erben vorgelegten Testamenten der Erblasserin Emma Budge sind zur Verwaltung der Testamente Testamentsvollstrecker eingesetzt, die weitestgehend von sämtlichen Beschränkungen und Verfügungen bei der Verwaltung des Nachlasses befreit sind ...«. Am 12. Januar wurden die Frauen der eingesperrten Herren Ganz und Adler vor die Devisenstelle geladen und mussten »erklären, dass nach dem vorläufigen Teilungsplan in dem Nachlass der am 14.12.1937 [sic] in Hamburg verstorbenen Emma Budge (die Erben) nur einen Anspruch auf Auszahlung in Reichsmark hätten« ... Da das Ausführen von Reichsmark verboten war, die Erben (Dr. Erich Adler, seine Frau Maria, geb. Feisenberger, und Frau Frieda Feisenberger, Mutter von Maria) aber Erlaubnis erhielten sofort auszuwandern, ging das Erbe auf diese Weise an den Staat. Meine Grosseltern waren auch Erben, aber sie hatten nicht vor, auszuwandern, was später für meine Grossmutter zum Abtransport und Tod in Theresienstadt führte. Mein Grossvater starb, glücklicherweise, schon in 1941, ein Jahr vor den »Transporten«. Ich und meine drei Geschwister waren ihre Erben.

Die Geschichte des Zwangs, den die Devisenstellen mit Hilfe der Gestapo ausübten, war, wie gesagt, den Gerichten der Nachkriegszeit bekannt. Ich selbst fand die Akten davon in denselben Papieren wie die Geschichte der Absetzung der Testamentsvollstrecker. Die genauen Verbindungen zwischen diesen »Massnahmen« der damaligen Regierung bestehen nicht mehr, aber trotzdem ist es leicht, die Zusammenhänge festzustellen. Man muss also vermuten, dass die Richter der Nachkriegszeit diese Verfahren als berechtigt anerkannten.

Merkwürdig ist die Einsetzung des Wirtschaftsprüfers Gottfried Francke als Testamentsvollstrecker, ernannt nach dem man die erstmaligen Verwalter absetzte. Francke war Steuerberater von Emma Budge und meinen Grosseltern, hatte also das Vertrauen der Familie in finanziellen Angelegenheiten. Auch das ist ganz einfach ersichtlich aus

den bestehenden Akten, und deshalb musste die Rolle, die Gottfried Francke in allen späteren Entscheidungen spielte, den Gerichten bekannt sein.

Die Devisenstelle in Frankfurt versuchte auf alle möglichen Weisen das Vermögen der Frau Budge von Zürich nach Deutschland zu bringen. Es wurde nach einer Beratung der Finanzbehörden beschlossen, Herrn Francke nach Zürich zu schicken, um die verschiedenen Erbteile nach Deutschland zu übertragen. Ein Schweizer Anwalt, Dr. Ernst Blum, den Devisen-Beamten als »zuverlässig« bekannt, sollte dort Herrn Francke und Angestellte der Züricher Kreditanstalt treffen, um eine vorläufige Erbteilung zu vereinbaren. Man schickte Herrn Francke anstatt eines Beamten der Finanzbehörden, um keinen Verdacht auf Seiten der Schweizer hervorzurufen. Bevor Francke in die Schweiz ging, traf er mit den Devisenstellen in Frankfurt zusammen, wusste also von dem Vorhaben der deutschen Stellen. Da zwei Testamentsvollstrecker damals schon abgesetzt waren, (Max und Ludwig Kronheim, Verwandte von Emma Budge, beide schon im Ausland lebend), musste man sie schnell wieder einsetzen denn man brauchte ihre Unterschrift für die Erledigung der Sache. Herr Francke war also nicht nur »Beauftragter der Devisenstelle«, sondern offiziell der Vertreter der Budge Erben. Hier ist es nötig, sich vorzustellen aus welchen Gründen Francke auf dieses Komplott einließ. Es ist natürlich möglich, dass er aus bestem Willen und Gewissen diese Aufgabe übernehmen musste, vielleicht aus Angst, oder sogar um den Budge-Erben so viel er unter den Umständen konnte, zu helfen. Was unverständlich ist, ist dass man ihn und Blum, den Schweizer Anwalt, als Testamentsvollstrecker einsetzte (nachdem man die Kronheims wieder ausschied), sie also nach diesen Ereignissen die Verwaltung des Nachlasses übernahmen. Alles das steht in den Akten (Wik. 420/51 Z 487/1) im Hamburger Landesgericht, aber Francke und Blum wurden als Testamentsvollstrecker in der Nachkriegszeit beibehalten, wirkten also in den sogenannten »Wiedergutmachungsfällen« als Vertreter weiter. Ihre zweideutige Rolle in den späteren Entscheidungen ist ziemlich klar abzulesen, aber nur in dem hier berichteten Zusammenhang verständlich.

Man muss sich auch erinnern, dass in der damaligen Zeit, der Nazi-regierung, der Kriegszeit, dem Zusammenbruch des Tausendjährigen Reiches, der Auswanderung der meisten Erben, u. s. w., ein unglaublicher

Druck auf alle Mitbeteiligten ausgeübt wurde, dass die merkwürdige Mischung zwischen Rechtsverfahren und willkürlicher Staatsgewalt ein berechenbares Verhalten beinahe ausschlossen, einem Schiffbruch gleich, in dem die Devise »sauve qui peut« allein gültig war. Jedenfalls wurde das Budge-Erbe nie endgültig verteilt. In 1938 wurde das Budge-Haus das Machtzentrum der Hamburger Nazis, die Statthalterei. Herr Kaufmann, Gauleiter und Reichsstatthalter, liess sich im Hinterhof einen grossen Bunker bauen, der als Stabsquartier während des Krieges diente, und heute noch in aller Hässlichkeit, aber auch als Denkmal eines Abschnitts deutscher Geschichte, hinter dem Budge-Haus weiterbesteht. Wir versuchten letztes Jahr, den Bunker zu »besuchen«, aber niemand wusste, wo der Schlüssel sei. Aber er ist noch in brauchbarem Zustand.

Meine Grosseltern zogen sofort nach Emma Budes Tod in ein »kleineres« Haus. Mein Grossvater wurde sehr krank, und starb in 1941. Er wurde, trotz des Kriegs und den vielen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, im jüdischen Friedhof Rat-Beilstrasse in Frankfurt im Grab seiner Familie begraben. Am 19. Juli 1942 wurde meine Grossmutter nach Theresienstadt abtransportiert (in den Gerichtsakten wird meistens das Word »evakuiert« dafür benützt.) Sie kam dort am 6. November 1943 ums Leben.

Die Hamburger Gerichte versuchten bis zum 9. Februar 1957, ihren Tod zu bestreiten, da es keine »Sterbeurkunde« gäbe, (Akten 74 IV 1899/41 des Amtsgerichts Hamburg.) Durch solche Schikanen haben es die Hamburger Behörden fertig gebracht, alle Verfahren so kompliziert zu machen, dass an eine Klärung der Budge-Angelegenheit nicht zu denken war, und noch immer nicht ist. Das wenigstens ist klar von den Akten abzulesen.

Bevor meine Grossmutter von Hamburg abtransportiert wurde, schrieb sie uns einen Brief, den ein Freund, wohl unter grosser Gefahr, für uns (die Enkelkinder) bis nach dem Krieg aufbewahrte, und der uns dann nach grossen Schwierigkeiten erreichte. In dem Brief schrieb unsere Grossmutter: »Nun will es das unerbittliche Schicksal, dass alle Juden aus Hamburg evakuiert werden, und zwar schon im Juli, sodass nunmehr keine Gewissheit für mich besteht Euch – wenn überhaupt – in absehbarer Zeit umarmen zu dürfen ... Beim Verlassen Deutschlands habe ich unterschreiben müssen, dass ich dem Deutschen Reich mein Vermögen freiwillig gebe ... Ihr könnt diesen Gewaltakt

als Amerikaner nach Kriegsende anfechten, sollte ich nicht mehr am Leben sein.« Sie konnte nicht wissen, dass diese Anfechtung nicht sehr weit führte. Aber wie der Krieg enden werde, hatte sie klar, und zuversichtlich, vorausgesagt!

An dem Tage, in dem sie von Hamburg abtransportiert wurde, bestimmten die Behörden, dass ihr Vermögen mit sofortiger Wirkung beschlagnahmt werde, jede Verfügung über Vermögen bestraft werde ... Sie konnte 50 kg Gepäck (Wäsche, Kleider, Decken), Mundvorrat für zwei Tage mitnehmen. Die »Transportteilnehmer« hatten ausserdem ein Vermögensverzeichnis auszufüllen und es mit dem »übrigen« Bargeld im Versammlungslokal (ehemalige Provinzialloge von Niedersachsen, Moorweidestrasse 36) abzuliefern. Nach Verlassen der Wohnung mussten die Schlüssel auf dem zuständigen Polizeirevier abgeliefert werden. Die Wohnung wurde polizeilich versiegelt. Auf Grund der Beschlagnahmeverfügung zog später der Oberfinanzpräsident das Eigentum der evakuierten Juden »zugunsten des Reiches ein« (Bericht von Dr. Max Plaut, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Hamburg, 1938-43).

Wie meine Grossmutter in ihrem Schreiben an uns Enkel voraus sagte, kamen Engländer, Amerikaner, Russen, Franzosen und andere Kriegsfeinde in 1945 nach Deutschland, und begannen, die »Massnahmen« der ehemaligen deutschen Regierung anzufechten. Die Zeit der sogenannten »Wiedergutmachung« unter Druck der westlichen Besatzungsbehörden sollte alte Ungerechtigkeiten wieder ausgleichen.²

Das Budge-Erbe war in der Zeit rechtlich sehr kompliziert, ja chaotisch, geworden. Man hätte glauben dürfen, dass die Nachlassgerichte Ordnung herstellen wollten und würden. Das aber war seither nie der Fall. Die Testamentsvollstrecker wurden beibehalten, obwohl, wie schon gesagt, über ihre Mitarbeit mit den Nazi-Behörden genau in den Akten berichtet war, das Budge-Haus stand; beinahe unversehrt, an der Alster. Aber in Deutschland herrschte Chaos, die Städte waren verbrannt und verschüttet, die Ansprüche der Budge-Erben waren beinahe vergessen.

2 Nach einem Artikel in der »Zeit«, Nr. 28, 4. Juli 1986, Politisches Buch 7, wäre es falsch anzunehmen, die Alliierten hätten den Deutschen die Rückerstattung aufgezwungen. Es wäre, so glaubt der Verfasser, Julius H. Schoeps, »ein sühnender Akt der Deutschen« gewesen, wenn auch politisch sehr umstritten.

Das war alles verständlich, aber nun fingen eine Reihe von Gerichtsverfahren an, »zwecks Erbteilung«, die die Sache noch mehr verwirrten, zu hoffnungslosem Chaos verdamnten. Im Mai 1945 wurde das Haus, am Tage des Einmarsches der Englischen Truppen, »beschlagnahmt«, da es ja Hauptquartier der Nazis geworden war. Der englische befehlende General wollte es als sein Hauptquartier benutzen, es wurde aber zuerst als Lazarett und später als Offiziersklub, dem »Westside Club«, und Hotel für hochgestellte englische Besucher Hamburgs eingerichtet. Die Briten scheinen nie gewusst zu haben, dass sie das Eigentum einer Amerikanerin besetzten, eine Tatsache die bis 1952 gerichtlich auch nicht festgestellt wurde.

In 1957 ging das Anwesen an die Stadt Hamburg. Wie und warum das geschehen ist, ist schwer zu verstehen. Dass es »vernünftig« ist, also eine gute Lösung, aus diesem übergrossen Budge-Palais nun eine öffentliche Musik-Hochschule zu machen, darüber besteht kein Zweifel. In heutigen Umständen wäre es finanziell und logistisch unmöglich für Privatleute ein solches Anwesen zu besitzen, von bewohnen ganz zu schweigen. Dass die Gärten jetzt öffentliche Anlagen sind, sodass das Alsterufer von der ganzen Hamburger Bevölkerung anstatt nur von ein paar reichen Bürgern benutzt wird, ist ein offener Fortschritt. Aber als Wiedergutmachung, als ein rechtsbegründeter Schritt von Seiten des Staates ist das alles fragwürdig, willkürlich.

Das Wort »Wiedergutmachung« selbst ist falsch angebracht. Das Budge-Haus gehörte der Familie, obwohl es einst mit allen Sammlungen an die Stadt Hamburg gehen sollte, wie es testamentarisch bestimmt wurde. Später, in der Nazi-Zeit änderte Emma Budge diese Bestimmung. Das Haus sollte an die amerikanische Regierung gehen. Warum das nie ausgeführt wurde, ist eines der vielen Rätsel, die mit der Sache verbunden sind. Aber was war »wiedergutzumachen«? Wenn ein Dieb, sogar wenn er vom Staat beauftragt war, beim Diebstahl ertappt wird, und dann seine Beute zurückgeben muss, ist diese Zurrückerstattung noch lange nicht »Gutmachung«. Gewöhnlich wird er dann eingesperrt, und der Staat, rechtausübend, fühlt, dass eine Art Ausgleich stattgefunden hat. Meine Geschichte hat mit Diebstahl, Mord, Entführung, Erpressung, und anderen Verbrechen zu tun. Die Toten kann man nicht mehr ins Leben zurückrufen, die Schmach und Schande, der man meine Familie damals ausgesetzt hatte, ist nicht

wieder »gutzumachen«. In einer ironischen Verzerrung müssen das die Hamburger Richter verstanden haben.

Nur so sind die darauffolgenden Verfahren zu verstehen: Ohne dass wir es je wussten (bis 1986, als ich die Akten zu lesen bekam) wurde das Haus an die Erben »zurückerstattet«. Am 1. Oktober 1952 ordnete das Landgericht Hamburg (Wiedergutmachungskammer Z 487/1) an, dass das gesamte Grundstück mit Gärten, Garage, und der vormaligen Klinik an der Magdalenenstrasse 50, dem Budge-Nachlass zurückerstattet werden müsse. Darüber hat man uns, Teilerben des Nachlasses, nie benachrichtigt. Prozesse, Rechtsstreite, nicht einmal die Namen unserer »eigenen« Rechtsanwälte, waren uns bekannt. Unsere Namen, Adressen, »Ansprüche« waren in den Gerichtsakten deutlich aufgezeichnet. Zweimal, in 1960, und wieder in 1974, wurden uns (den vier Erben von Siegfried Budge) kleine Geldsummen als Ausgleich herüberschickt. Noch merkwürdiger, überhaupt nicht glaubhaft, bekamen wir nie eine Rechnung von »unseren« Rechtsanwälten, sodass also die Wiedergutmachung ohne unser eigenes »Bemühen« stattfand.

Wir, nicht nur die direkten Verwandten sondern Dutzende von Erben, wurden also in 1952 »Besitzer« eines der grössten Privatvermögen in Hamburg, da das Gericht von der Stadt verlangte, dass das Grundbuch zu Gunsten der Erben geändert werden musste.

Aber unser »Glück« war von kurzer Dauer: Am 13. November 1952, in einer Sitzung desselben Gerichts (Akten 1, Wik. 420/51, Z 487-1) wurde ein Vergleich geschlossen, in dem das Budgegrundstück für den Zuschlagspreis Preis von 22.500 DM, zuzüglich des Kaufpreises von 305.000 DM (bezahlt von den Hamburger Behörden in 1937), zurück an die Stadt Hamburg »veräussert« wurde. Die Begründung dafür war dass der Kaufpreis für ein Haus das man privat nicht mehr führen konnte, keinen höheren Preis erzielen konnte. Dabei blieb es, und nun gehörten Haus, Garage, ein grosses Mietshaus an der Magdalenenstrasse, und die Gärten auf beiden Seiten des Harvestehuderwegs, 10.617 qm. unbebautes Land, der Stadt Hamburg. Auch von diesem Verkauf wurden wir nie unterrichtet, wissen auch bis heute nicht ob der »Vergleich« bestritten wurde; aus den Akten ist nichts zu erforschen. Herr Francke und Dr. Blum waren als Testamentsvollstrecker in der Sache angegeben, das letzte Mal, dass man von ihnen in den Akten liest.

Nun ist die Musik-Hochschule dort; sie ist sehr gewachsen, ist als Schule sehr berühmt geworden, muss auch allen Berichten nach sehr gute Schüler und eine ausgezeichnete Fakultät haben. Moderne Gebäude überragen das Budge-Haus, der kleine Konzertsaal, den Henry Budge als Geburtstagsgeschenk für seine Frau bauen liess, wurde niedergedrückt, wird aber jetzt im Hof des Kunst- und Gewerbemuseums wieder aufgebaut. In seinen Ecken standen vier Adler, die in der Nazi-Zeit als Dekoration zugefügt wurden. Seit der britischen Besatzungszeit sind ihre Klauen leer. Es fragt sich nun, ob sie wieder eingebaut werden. Am Budge-Haus gibt es kein Zeichen, das an die Budes erinnert. Auch das ist nicht wiedergutmacht worden.

Zeiten stehen nicht still, Häuser ändern Form, Inhalt und Funktionen mit ihren Änderungen. Aber Häuser sind auch Zeugen ihrer Zeit, und nun steht das Budge-Haus als Zeuge verschiedener Epochen noch stolz, und, an der Aussenfläche wenigstens, schön an der Alster. Die Innenräume sind schlimm heruntergekommen; Musiker kümmern sich mehr um Klangformen als um Architektur. Der Zusammenhang zwischen dem Budge-Palais und den Neubauten ist, wie so oft, brutal, ohne Harmonie und Proportion, (obwohl ich sicher bin, dass viele Stunden des Studiums der Harmonie gewidmet sind). Wenn immer ich letztes Jahr am Haus vorbeiging, überkam mich eine Art Wehmut, Sehnsucht nach einer verlorenen Vergangenheit, aber nie fühlte ich Schmerz über den »Verlust« des Hauses. Wie die Behörden diese Wiedergutmachungsangelegenheit behandelt haben, kann man ja hier lesen. Es erfahren zu haben war mir wichtig, und ich habe viele Stunden verbracht, in dutzenden von Büros das alles zusammenzustellen.

Ich war letztes Jahr in Hamburg, und hatte die Gelegenheit, die Akten der Budge Familie zu sichten. Viele Informationen stammen aus Briefen der Familie und Unterhaltungen mit Freunden, die sich noch an die Budes erinnern. Das Meiste war in den Archiven und verschiedenen Ämtern zu finden, aus guten, und ich fürchte, auch schlechten Gründen gibt es jedoch sehr grosse Lücken, sodass einige wichtige Punkte nicht mehr vollständig dargestellt werden konnten. Viele Hamburger haben Akten, Kenntnisse und Auskunft offen und hilfreich zur Verfügung gestellt. Nur in zwei oder drei Stellen wurde ich mit Misstrauen, sogar Feindseligkeit, empfangen. Das ist verständlich, da die Geschichte mancher Behörden in Angelegenheiten wie die

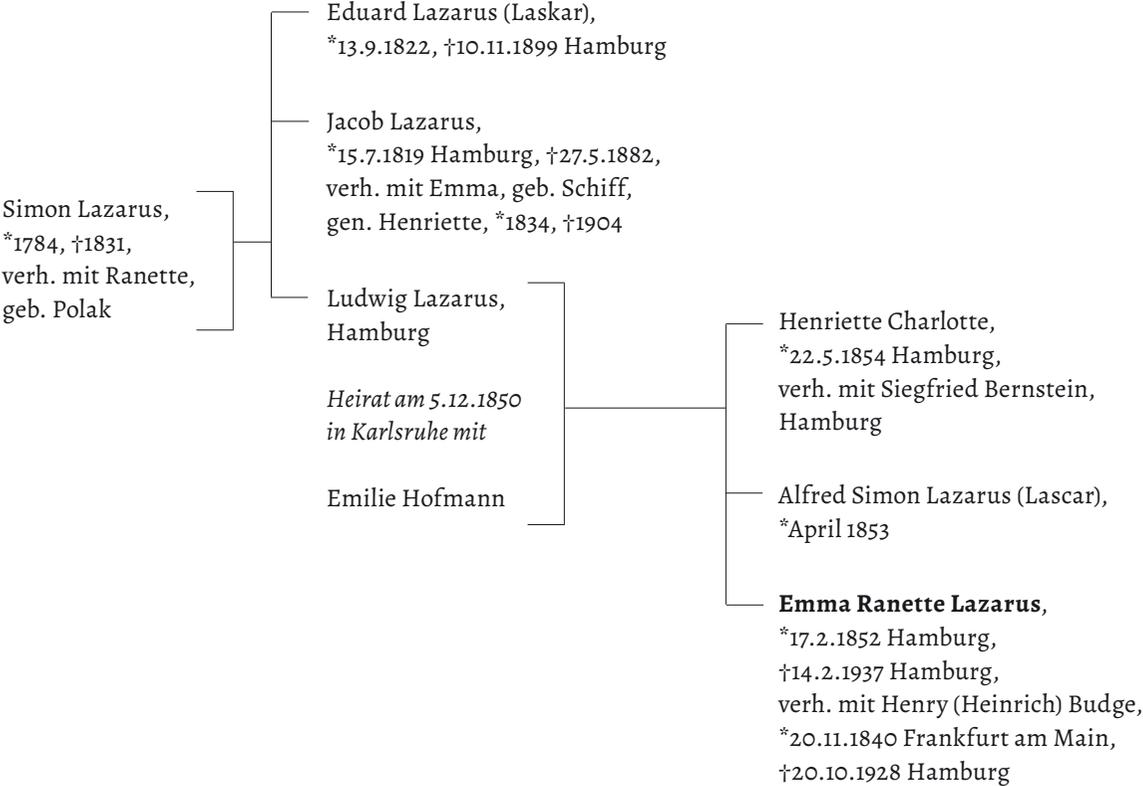
Eine Wiedergutmachungsangelegenheit

Budge-Sache mit schlechtem Gewissen und Vertuschungen beladen ist. Viele Auskünfte sind mir durch die Biographie »Henry Budge« (Paul Arnsberg, Frankfurt a. M., 1977) gegeben worden. Ich bin immer noch erstaunt über die Sorgfalt und Übersichtlichkeit mit der die deutschen Behörden ihre Akten aufbewahren, und dem Publikum zugänglich machen. Trotz aller Lücken und Vertuschungen hängt die Geschichte des Budge-Nachlasses ziemlich gut zusammen. Ich hatte versucht zu erklären, nicht anzuklagen. Das ist mir nicht gelungen – ich stand der Sache zu nahe.

Staatsarchiv Hamburg, Handschriftensammlung, 2210, Maschinenschrift, 1987 (Fotokopie), 22 ungebundene Seiten

Die Transkription folgt den Regeln des zeitgenössischen Schriftsatzes. Einige sprachliche Fehler wurden zum besseren Verständnis behutsam bereinigt, handschriftliche Korrekturen im Typoskript wurden berücksichtigt.

Stammtafel – Emma Budge, Vorfahren und Nachfahren



Stammtafel – Henry Budge, Vorfahren und Nachfahren

Salomon Buttge, Wetzlar,
verh. mit Belle Schwab

Moritz (Moses) Budge (Buttge),
*15.4.1802 Wetzlar,
†8.5.1872 Frankfurt am Main

R'Issacher Baer Adler,
*1.12.1785 Frankfurt am Main,
†5.1.1866 Frankfurt am Main,
verh. mit Esther, *1790 Worms,
†28.11.1860 Frankfurt am Main

Heirat am 7.11.1832 mit

Hitzel (Henriette) Adler,
*16.9.1805 Frankfurt am Main,
†13.8.1879 Frankfurt am Main

Franziska,
*1846 Frankfurt am Main,
†20.10.1928 Frankfurt am Main
oder Darmstadt 1932,
verh. mit Emil (Emanuel) Rothbarth

Henry (Heinrich) Budge,
*20.11.1840 Frankfurt am Main,
†20.10.1928 Hamburg,
verh. mit Emma Ranette Lazarus,
*17.2.1852 Hamburg,
†14.2.1937 Hamburg

Betty,
*27.8.1839 Frankfurt am Main,
†28.5.1907 Frankfurt am Main
oder Darmstadt,
verh. mit David Hermann Ganz

Max (Mordecai Marcus),
*20.7.1837 Hannover, †1904,
verh. mit Rosalie, geb. Samson,
*29.12.1844 Hannover, †4.10.1915

Salomon,
*8.5.1836 Frankfurt am Main,
†5.9.1836 Frankfurt am Main

Sara,
*5.2.1835 Frankfurt am Main,
verh. mit Charles Strasburger, Paris

Bertha,
*29.8.1833 Frankfurt am Main,
verh. mit Jakob Kuhn

Louis Mayer und Marie Mayer,
geb. Strauß, Frankfurt am Main

Bertha,
*24.3.1872 Frankfurt am Main,
†1933 Berlin,
verh. mit Alfred Berthold Furth,
*31.10.1866 Frankfurt am Main

Siegfried Budge,
*18.6.1869 Frankfurt am Main,
†1.9.1941 Hamburg

Heirat am 7.11.1832 mit

Ella Henriette Mayer,
*8.5.1875 Frankfurt am Main,
†6.11.1943 Theresienstadt

Nelly Henriette Budge,
*30.6.1898 Frankfurt am Main,
†1931 Frankfurt am Main,
verh. mit Emil Kahn,
*10.11.1886 Stuttgart,
†25.1.1985 New York, NY

(Hans) Wolfgang (Wolf) Kahn,
*4.10.1927 Stuttgart,
†15.3.2020 New York, NY

Eva Marie Kahn, verh. Ekvall,
*22.12.1922 Mannheim,
†23.9.2009 Tucson, Ariz.

(Hans) Peter Kahn,
*5.7.1921 Leipzig,
†16.2.1997 Trumansburg, NY

Hans Kahn,
*1920 [?],
† nach 2009 Topsfield, Mass. [?]

Emma und Henry Budes Lebensdaten im Überblick

20. November 1840	Henry Budge wird in Frankfurt am Main geboren
17. Februar 1852	Geburt von Emma Lazarus in Hamburg
1866	Henry wandert nach New York aus
1872	Rückkehr nach Frankfurt am Main
1875	erneute Reise nach New York, dort Eintritt in das Bankhaus Hallgarten & Co.
10. Oktober 1879	Hochzeit von Emma und Henry in Hamburg, danach Übersiedelung des Ehepaares nach New York
1882	Emma und Henry erwerben die US-amerikanische Staatsbürgerschaft
1883	wird Henry Teilhaber bei Hallgarten & Co.
1903	Übersiedelung des Ehepaares nach Hamburg
20. Oktober 1928	Henry stirbt in Hamburg
14. Februar 1937	Tod Emmas in Hamburg

Quellen und Literatur

Quellenlage

Archivmaterialien zu Emma und Henry Budge sowie der Henry und Emma Budge-Stiftung finden sich unter anderem im Archiv der Budge-Stiftung in Frankfurt am Main, in der Stiftung Warburg Archiv, Hamburg, im Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, im Jüdischen Museum Frankfurt, im Historischen Museum Frankfurt, im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden, im Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland in Heidelberg sowie im Staatsarchiv Hamburg; die Unterlagen zum Rückerstattungsverfahren liegen im Amtsgericht Hamburg, im Landgericht Hamburg sowie bei der Oberfinanzdirektion Hamburg.

Unveröffentlichte Literatur

- Kahn, Peter: An Autobiography, o.O. o.J., Typoskript, unpaginiert, Privatbesitz
- Eine Wiedergutmachungsangelegenheit: das Budgehaus, Harvestehuderweg 12, Hamburg, Hamburg 1987, Typoskript, unpaginiert, Staatsarchiv Hamburg
- Mühlfried, Klaus: Baukunst als Ausdruck politischer Gesinnung – Martin Haller und sein Wirken in Hamburg (Diss. [Ms.]), Hamburg 2005
- Stiftung Warburg Archiv, Hamburg, Akten Budge

Literatur und veröffentlichte Quellen

- Arnsberg, Paul: Henry Budge. Der »geliebten Vaterstadt – Segen gestiftet«, Frankfurt a.M. 1972
- Behr, Karin von: Martin Haller 1835-1925. Privat- und Luxusarchitekt aus Hamburg. Mit einem Beitrag von David Klemm, München/Hamburg 2019
- Birmingham, Stephen: Our Crowd. The Great Jewish Families of New York, New York 1967
- Die Sammlung Frau Emma Budge † Hamburg. Gemälde, Farbstiche, Skulpturen, Statuetten, Kunstgewerbe. Versteigerung am 27., 28. und 29. September 1937, Auktionskatalog Paul Graupe, Berlin 1937

- Diercks, Herbert: Rund um die Alster. Hamburger Geschichte im Nationalsozialismus. Texte, Fotos und Dokumente, hg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Hamburg 2018
- Fink, S.: Zur Eröffnung des Altersheims der Henry Budge-Stiftung Frankfurt/Main, in: Die Form. Zeitschrift für gestaltende Arbeit 5 (1930)
- Fischer-Radizi, Doris: Vertrieben aus Hamburg. Die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut, Hamburg 2019 (Wissenschaftler in Hamburg, 2)
- Flohr, Markus: Mitten in Hamburg zerfällt eine Synagoge, in: DIE ZEIT Nr. 49, Hamburg-Teil (28. November 2019), S. 16-17
- Gleiß, Livia: Die Familie Budge in Hamburg und ihr Palais an der Alster. Ein Hamburger Beispiel für nationalsozialistisches Unrecht, Hamburg 2008
- Gossler, Claus (Hg.): Die Lebenserinnerungen des Hamburger Architekten Martin Haller (1835-1925). Porträt einer großbürgerlichen Epoche der Hansestadt, Göttingen 2019 (Beiträge zur Hamburger Geschichte, 68)
- Graf, Angela; von Berswordt-Wallrabe, Kornelia: Streiflichter auf die Sammlung von Emma Budge – Über eine bedeutende Hamburger Kunstsammlerin und den Verbleib einiger ihrer Objekte, in: Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (Hg.): AKMB-news: Informationen zu Kunst, Museum und Bibliothek 3, 10 (2004), S. 25-30
- Gretschel, Matthias: Späte Geste für Emma Budes Erben, in: Hamburger Abendblatt Nr. 161, (13./14. Juli 2002), S. 7
- Kindheitserlebnis – Bilder für ein ganzes Leben, in: Hamburger Abendblatt Nr. 63 (16. März 2011), S. 16
- Hauschild-Thiessen, Renate: Henry Budge (1840-1928), seine Ehefrau Emma geborene Lazarus (1852-1937) und das Haus Harvestehuder Weg 12, in: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 15, 6 (2006), S. 135-152
- Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen, Leipzig, 3. Auflage, o. J.
- Henry und Emma Budge-Stiftung (Hg.): 100 Jahre Henry und Emma Budge-Stiftung in Frankfurt am Main 1920-2020. Gründung – Auflösung – Wiedereinsetzung. Mit einem Text von Volker Hütte, Frankfurt a. M. 2020
- Heuß, Anja: Das Testament von Emma Budge, in: Raub und Restitution. Kulturgut aus jüdischem Besitz von 1933 bis heute, Ausst.-Kat. Jüdisches Museum Berlin, Jüdisches Museum Frankfurt am Main, Göttingen 2008, S. 82-90
- Hoffmann, Gabriele: Max M. Warburg, Hamburg 2009 (Hamburger Köpfe)
- Hütte, Volker: 90 Jahre Budge-Stiftung, Frankfurt a. M. 2011
- Jacobi, Melanie: Die Restitution der Kunstsammlung der Hamburgerin Emma Budge (1852-1937). Ein Beitrag zur Provenienzforschung, Berlin 2018 (Schriften aus dem Kunsthistorischen Institut der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, 9)
- Kahn, Peter: Das Budgehaus am Harvestehuder Weg, in: Ueckert, Charlotte (Hg.): Fremd in der eigenen Stadt: Erinnerungen jüdischer Emigranten aus Hamburg, Hamburg 1998, S. 146-149

- Klemm, David: Das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, Band 1: Von den Anfängen bis 1945, Hamburg 2004
- ; Hornbostel, Wilhelm (Hgg.): Martin Haller. Leben und Werk 1835-1925, Ausst.-Kat. Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Hamburg 1997 (Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs)
- Konerding, Volker: Der Spiegelsaal des Budge-Palais, in: Jahrbuch des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe, 14 (1995), S. 83-96
- Könke, Günter: Das Budge-Palais. Entziehung jüdischer Vermögen und Rück-erstattung in Hamburg, in: Arno Herzig (Hg.): Die Geschichte der Juden in Hamburg, Band II: Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990, Hamburg 1991 (Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«), S. 657-667
- Müller, Birgit: Raubkunst. Wem hat es gehört?, in: Hinz & Kunzt 260 (Oktober 2014)
- Reuther, Silke: Großbürgerliches Sammeln. Henry und Emma Budge in Hamburg, in: Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg, Ausst.-Kat. Hamburg 2014, S. 20-31
- Roth, Ralf: Art. Eisenbahn, in: Diner, Dan (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Band 2: Co-Ha, Stuttgart 2014, S. 195-201
- Schiff, Jacob H.: Our Journey to Japan, New York 1907
- Schoeps, Julius H.: Gabriel Riessers Plädoyer für die Gleichberechtigung. Das demokratische Prinzip und die Rolle der Juden in der 48er Revolution und in der Frankfurter Paulskirche, in: Karl E. Grözinger (Hg.): Jüdische Kultur in Frankfurt am Main von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein internationales Symposium der Johann Wolfgang Goethe-Universität und des Franz Rosenzweig Research Center for German-Jewish Literature and Cultural History Jerusalem, Wiesbaden 1997 (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur, 1)
- Sonderling, Jacob: Five Gates – Casual Notes for an Autobiography, in: American Jewish Archives 16/2 (November 1964), S. 107-123
- Tiggemann, Daniela: Familiensolidarität, Leistung und Luxus. Familien der Hamburger jüdischen Oberschicht im 19. Jahrhundert, in: Arno Herzig (Hg.): Die Geschichte der Juden in Hamburg, Bd. II: Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990, Hamburg 1991 (Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«), S. 419-429
- Werner, Michael: Stiftungen und Mäzenatentum am Beispiel Frankfurts am Main im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Thomas Adam u. a. (Hgg.): Stiftungen seit 1800: Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Stuttgart 2009, S. 71-96
- Stiftungsstadt und Bürgertum. Hamburgs Stiftungskultur vom Kaiserreich bis in den Nationalsozialismus, München 2011 (Stadt und Bürgertum, 14)

Bildnachweis

Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht für alle Abbildungen die Rechteinhaber ermittelt werden. Sollte jemand in urheberrechtlicher Beziehung Rechte geltend machen, so möge er sich an die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung wenden.

- S. 35 Architekten und Ingenieur-Verein (Hg.): Hamburg und seine Bauten, unter Berücksichtigung der Nachbarstädte Altona und Wandsbeck. Zur IX. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Hamburg 1890, S. 578
- S. 99, 101, 118 unten Die Sammlung Frau Emma Budge † Hamburg. Gemälde, Farbstiche, Skulpturen, Statuetten, Kunstgewerbe. Versteigerung am 27., 28. und 29. September 1937, Auktionskatalog Paul Graupe, Berlin 1937
- S. 89, 90 Canadian Centre for Architecture
© Estate of Ilse Bing
- S. 55 unten Foto: Klaus Frahm
- S. 37, 38, 39, 40, 41,
42, 43, 44, 45, 46, 47,
48, 106 Fotos: Lennart Selle
- S. 83 Fotos: Philine Braun
- S. 74 Foto: Sebastian Rechlin
- S. 55 oben Graf, Angela; Berswordt-Wallrabe, Kornelia von: Streiflichter auf die Sammlung von Emma Budge – Über eine bedeutende Hamburger Kunstsammlerin und den Verbleib einiger ihrer Objekte, in:

- Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken (Hg.): AKMB-news: Informationen zu Kunst, Museum und Bibliothek 3, 10 (2004), S. 28
- S. 36 Hauschild-Thiessen, Renate: Henry Budge (1840-1928), seine Ehefrau Emma geborene Lazarus (1852-1937) und das Haus Harvestehuder Weg 12, in: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 15, 6 (2006), S. 140
- S. 13, 25, 75, 119 Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main
- S. 63, 67 oben, 71 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg
- S. 64 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Foto: Jörg Arend
- S. 57 oben Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Foto: Klaus Frahm
- S. 67 unten Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Foto: Martin Luther & Dirk Fellenberg
- S. 104 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, erworben mit Mitteln der Campe'schen Historischen Kunststiftung, Foto: Karin Kiemer
- S. 103 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, erworben mit Mitteln der Campe'schen Historischen Kunststiftung, Foto: Martin Luther & Dirk Fellenberg
- S. 57 unten Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Foto: Roman Raacke
- S. 118 © Museum Ulm, Foto: Karl Siegfried Mühlensiep, Neu-Ulm

Register

Verzeichnet sind die Namen von natürlichen Personen, die im Text, den Bildunterschriften und im Typoskript von Peter Kahn genannt werden. Vorworte, Anmerkungen und Anhänge (bis auf das Typoskript) bleiben unberücksichtigt, ebenso die Namen von Emma und Henry Budge. Ein * verweist darauf, dass auf der angegebenen Seite (auch) ein Bild der betreffenden Person beziehungsweise das Werk eines Künstlers erscheint. Namen in eckigen Klammern weisen auf eine abweichende Schreibweise in Zitaten hin.

- Adickes, Franz 73, 75
Adler, Beer Marcus 19
Adler, Erich 110, 135
Adler, Marie [Maria] (geb. Feisenberger) 97, 110, 135
Adler, Nathan 19
Adler, R'Issacher Baer 19
Ascher, Felix 80
Arnsberg, Paul 142
Austen, Jane 70
- B**angert, Dr. (Beigeordneter in Wetzlar) 60
Behrens, Eduard L. 31, 64
Beit, Alfred 73
Belmont, August 25, 129
Berenberg-Gossler, Cornelius von 59, 76
Bernstein, Henriette (geb. Lazarus) 27
Bernstein, Ludwig 97, 98, 109
Bernstein, Siegfried 27
Birmingham, Stephen 27, 129, 130
Bismarck, Otto von 23
Brinckmann, Justus 61, 62, 63, 64, 66, 67, 94, 102
Blohm, Magdalena 64, 104
Blohm, Otto 64, 104
Blum, Ernst 136, 140
Bode, Wilhelm von 69
Böhler, Julius 117
Böttger, Johann Friedrich 65
Bräundle, Fr. (Haushälterin) 128, 131
Bruck, Gabriele 14
Budge, Bertha 21
Budge, Bertha (Tochter von Max) 21, 22
Budge, Ella (geb. Mayer) 105, 106, 107, 116
Budge, Hitzel (Henriette, geb. Adler) 17, 18, 19, 22, 27, 76
Budge, Marcus (Marx, Max) 21, 22, 23, 87, 129
Budge, Moritz 17, 18, 19, 21, 22, 24, 59, 76, 97
Budge, Rosalie (geb. Samson) 22, 87
Budge, Salomon 21
Budge, Sara 21
Budge, Siegfried 21, 22, 97, 105, 106, 107, 116, 140
Bume, Fritz 87

Register

- Bume, Helene (geb. Bernstein) 97
Burmester, Willy 46*
Bustelli, Franz Anton 65
Buttge, Jakob 17
- Caruso, Enrico 58
Chapeaurouge, Paul de 68, 69, 87
Carolsfeld, Ludwig von 101
Corot, Jean-Baptiste Camille 70
- Dalberg, Carl Theodor von 18
- Eberlein, Johann Friedrich 65
Eckardt, Eva von 95
Eitelberger, Rudolf 62
- Feisenberger, Frieda 97, 110, 135
Feist, Hermine 101
Fellner, Carl Constanz Victor 23
Fleitmann, Hermann 34
Francke, Gottfried 15, 110, 115, 135, 136, 140
Freundlich, Otto 66
Friedmann, Robert 80
Friedrich August I. (gen. August der Starke), Kurfürst von Sachsen 65
Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen 65
Friedrich II. (gen. Friedrich der Große), König von Preußen 65
- Gräf, Eduard 87
Gans, Ivan 30, 34, 127
Ganz, Betty (geb. Budge) 21, 110
Ganz, Emma 97
Ganz, Rudolf 110, 134, 135
Ganz, Salomon (Saly) 97
Gleiß, Livia 111
Göring, Hermann 110
Graupe, Paul 99, 100, 101, 118
- Greuze, Jean-Baptiste 70
Grill, Andries 105
- Habermann, Erika 88
Haerlin, Fritz 117
Haller, Martin 14, 31, 33, 36, 48, 49, 52, 53, 54, 127
Hallgarten, Charles 24, 25*, 74
Hallgarten, Lazarus 24
Hansing, Jonathan Heinrich und Frau 64
Heine, Heinrich 79
Heß, Rudolf 110
Hindemith, Paul 58
Hitler, Adolf 93, 110, 111, 131
Hoppner, John 117
Hornbostel, Wilhelm 115, 116
Houdon, Jean-Antoine 70
- Jacobi, Melanie 114
Jaffé, Isaac Joseph 31
Jürgens, Friedrich 36
Jürgens, Rudolph Philipp Christian 36, 48
- Kaendler, Johann Joachim 65
Kahn, Emil 106
Kahn, Eva 106
Kahn, Hans Peter (Peter) 15, 21, 27, 29, 33, 93, 106, 107, 108
Kahn, Hans Wolfgang (Wolf) 106, 115, 116, 133
Kahn, Nelly (geb. Budge) 106
Kahn, Otto 129
Kallmes, Adolph 108, 132
Kauffmann, Moritz Otto 95
Kaufmann, Karl 15, 108, 109, 111, 133, 137
Kayser, Paul 95
Kirchner, Ernst Ludwig 66
Kirchner, Johann Gottlieb 65
Kogan, Moissey 66
Kolbe, Georg 83*, 84

- Könke, Günter 108
 Kramer, Ferdinand 88
 Krogmann, Carl Vincent 111
 Kronheimer, Liszie 97
 Kronheimer [Kronheim], Max
 97, 98, 109, 136
 Kronheimer [Kronheim], Ludwig
 109, 136

 Lachmann, Olga (geb. Warburg)
 32
 Landmann, Ludwig 85, 88
 Lazarus, Alfred Simon (später
 Lascar) 27
 Lazarus, Emma (Henriette, geb.
 Schiff) 26
 Lazarus, Emilie (geb. Hofmann)
 26
 Lazarus, Jacob 26
 Lazarus, Ludwig 26, 129
 Lehmann, Leo 24, 129
 Levinsohn, Bernhard 31
 Lippmann, Leo 31, 32, 33, 91, 92,
 94, 96
 Louis XIV., König von Frankreich
 52, 59
 Louis XV., König von Frankreich
 52
 Louis XVI., König von Frankreich
 52

 Marie-Antoinette, Königin von
 Frankreich 52, 54
 Matthaei, Walter 91
 May, Anton 34
 May, Ernst 88
 Melle, Werner von 73
 Meßtorf, Hermann Friedrich 58
 Metz, Gottlob 18
 Metzger-Lattermann, Ottilie 58
 Moser, Werner Max 88
 Murphy, William Walton 23
 Mussolini, Benito 100

 Nattier, Jean-Marc 70
 Neustadt, Sigmund 51
 Nolde, Emil 66, 94

 Oppenheim, Emil 31

 Pauli, Gustav 94
 Pein, Adolph von 56
 Plaut, Max 138
 Prior, Matthew 70

 Raeburn, Henry 70
 Rebattu, Hermann 95
 Rembrandt 132
 Reymond, Pierre 63*
 Reynolds, Joshua 70
 Riesser, Gabriel 20, 21
 Rigaud, Hyacinthe 117
 Robinow, Carl 31
 Rosenbaum, Jakob (Isaac)
 62, 102
 Rothschild, Béatrice de 52
 Rothbart, Albert 97
 Rothbarth, Emil 59
 Rothbarth, Franziska (geb.
 Budge) 19, 21, 61, 110

 Samson, Gertrud 95
 Samson, Hermann 87, 91, 98,
 108, 109
 Sauerlandt, Max 62, 66, 67, 68,
 69, 87, 91, 94, 96
 Schiff, Jacob H. 24, 25, 26, 28,
 50, 51, 129, 130
 Schmidt, Robert 100
 Schmidt-Rottluff, Karl 66
 Schubert, Franz 59
 Schumacher, Frederick W. 117
 Schumacher, Fritz 56, 82
 Sonderling, Jacob 78, 79
 Spielmann, Heinz 114
 Stam, Mart 88
 Stoer, Thomas (d.Ä.) 105

Register

- Tschirnhaus, Ehrenfried Walther
von 65
- Tullner, Paulus 105
- Verboom, Adriaen Hendricksz 116
- Warburg, Aby 28, 49
- Warburg, Alice 32, 96
- Warburg, Eric 113
- Warburg, Erich 29, 129
- Warburg, Felix M. 28, 129
- Warburg, Frieda (geb. Schiff) 28
- Warburg, Ingrid 32
- Warburg, Max 28, 32, 96, 98, 100,
108, 109, 132
- Warburg, Moritz 73
- Warnke, Martin 51
- Werner, Michael 96
- Wolff, Gustav Heinrich 66
- Wolff, Otto 111
- Zeller, Rudolf Jacob 46*

Dieses Buch ist lizenziert unter einer Creative-Commons-Lizenz:
CC BY-NC-ND 4.0



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021
www.wallstein-verlag.de

© Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung, Hamburg 2021
www.h-w-s.org

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Thesis
Koordination und Korrektorat: Dr. Johannes Gerhardt, Hamburg
Lektorat und Korrektorat: Dr. Petra Kruse und Uta Courant, Berlin
Bildrecherche: Singhka Grabowsky, Hamburg
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
Umschlagabbildungen: Henry Budge, Fotografie, o.J.,
und Emma Budge, Fotografie, um 1920
Lithografie: Schwab Scantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-3878-4
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8010-3
DOI <https://doi.org/10.46500/83533878>